Deutsche Mädel im Osten

RUTH KRIEGER

Deutsche Mädel im Osten



Junge Generation Verlag
Berlin-Lichterfelde

Druck: Graphischer Betrieb Dr. Karl Meyer GmbH., Leipzig W 31

Sie sind tapfer gewesen in langen Jahren und haben zu ihrem Deutschtum gestanden trotz Not und Verfolgung. Still und unermüdlich war ihr Einsatz. Oft auf sich allein gestellt, haben junge Menschen inmitten einer fremden und feindlichen Umwelt an der Ertüchtigung deutscher Mädel und Jungen gearbeitet. So wird für alle Zeiten mit dem Kampf der Volksdeutschen auch jene zähe, unablässige Arbeit deutscher Mädelführerinnen unvergessen sein. Sie halfen in schweren Jahren, das Deutschtum zu wahren. Vorbild und Verpflichtung werden sie kommenden Generationen sein in ihrem Dienst für Großdeutschland.

1.

Der erste Heimabend

Der Frühling ist wieder in unsere armselige Stadt Lodsch eingezogen und gibt sich alle Mühe, die grauen Mauern mit seinem hellen Sonnenlicht zu verschönern. Ja, sogar zwischen den Kopfsteinen auf dem Fahrdamm gucken einige spärliche Grasbüschel hervor, die der Frühling dort herausgelockt hat.

Der ewige Dunst über unserer Stadt, in der jedes zehnte Gebäude eine Fabrik ist, läßt zwar den fröhlichen Gesellen nicht recht zu Worte kommen, aber man freut sich doch schon über die wenigen Grashalme auf dem Fahrdamm.

Ich bin wieder einmal auf dem Wege zu einem Heimabend. Wieder einmal! Das heißt, gestern war ich ja erst bei mehreren Heimabenden, und morgen ist schon wieder Sportstunde. Aber fünf, sechs Heimabende in der Woche sind so das normale Maß für uns volksdeutsche Mädelführerinnen.

Doch heute ist ein ganz besonderer Tag: die erste Jungmädelgruppe soll entstehen. Weit draußen vor der Stadt, in einem Arbeiterviertel, das unter den polnischen Bewohnern nur Leute mit „roter" Gesinnung aufzuweisen hat.

Es wird harte Arbeit geben!

Das schlimmste dabei ist, daß die Arbeit geheimgehalten werden muß, denn das Gesetz des Landes verbietet jegliche Organisierung schulpflichtiger Jugend.

Überhaupt unsere Organisation! All unser Wollen soll be-

schlossen sein in 18 bis 20 Paragraphen eines Wander- und Sportvereins oder eines Fortbildungskränzchens oder gar eines Jungmädchen-Handarbeits-Vereins?!

Andere Formen erkennt das Gesetz nicht an und verlangt auch noch, daß sich jede streng für sich hält. Wir haben also, dem Zwange gehorchend, die äußere Schale eines Wander- und Sportvereins gewählt. Wir wissen, daß alles, was über eine rein sportliche Betätigung hinausgeht, illegal und darum strafbar ist.

Kann aber heute ein deutsches Mädel, ganz gleich, wo es aufgewachsen ist, nur Turnerin, nur handarbeitendes Haustöchterchen oder gar weltfremder Blaustrumpf sein?

So oder so — legal oder illegal, wir wollen gesunde, um alle Notwendigkeiten unseres Lebens wissende, deutschbewußte Mädel sein, ausgerüstet mit dem Wissen über alle in unser künftiges Lebensgebiet einschneidende Fragen, und wir wollen uns in allen Fertigkeiten, die das Aufgabengebiet einer deutschen Frau und Mutter erfordert, üben.

Dies ist unser Streben, unser selbstgewollter Dienst. Was bedeutet da noch die Drohung: illegal — strafbar? Wir sind ja auf hartem Boden aufgewachsen und werden uns hier im fremden Lande ebenso zu behaupten wissen, wie es unsere Großväter und Väter getan haben.

Und die Jungmädel?

Sie gehören zu uns, auch sie sollen in fröhlicher Kameradschaft leben, sollen die Volksgenossen hinterm Pflug ebenso achten lernen wie die am Schreibtisch, sollen die Verpflichtung erkennen, die uns mit dem ersten deutschen Mutterwort in die Seele gelegt wurde.

Zehn erwartungsvolle Jungmädelaugen, etwas neugierig und auch ein bißchen verlegen, sehen mich an, als ich den

Raum, die „gute Stube“ einer bereitwilligen Volksgenossin, betrete — zehn erwartungsvolle Augenpaare in schmalen, blassen Gesichtern. Ein einziges Gesicht ist mir bekannt: dies Stubsnäschen gehört doch Elli Vogel, die einmal ihre ältere Schwester so lange gequält hat, bis diese sie zu einer Fahrt mit uns Großen mitgenommen hat? Dieselbe Elli hat nun für heute die anderen neun zusammengebracht, es sind meistens Klassenkameradinnen von ihr.

Wir singen uns zunächst einmal warm. Alle Frühlingslieder, die wir kennen, müssen herhalten; und dann wird ein neues gelernt: „Trarira, der Sommer, der ist da!“

Als sie mir dann ihre Namen nennen, ist der Bann gebrochen, und diese und jene bringt schon die ersten Fragen hervor.

Und nun wollen wir einmal sehen, ob wir noch alle Glieder beisammen haben! In den schönen Polsterstühlen wird man doch bald steif. Der Tisch wird beiseitegeschoben; ein paar Lockerungsübungen, wir beginnen mit den Fingern, immer weiter, bis der ganze Körper mitschwingt und sich dann wieder in festen Übungen strafft — fünf Minuten lang.

Dann setzen wir uns im Kreis auf den Fußboden. Ein lustiges Rätselspiel „Wer hat denn dem Bauern das Schwein gestohlen?“ bringt uns in übermütige Stimmung.

Ja, dies war schön, aber jetzt aufgepaßt: nun lese ich eine Geschichte vor.

Ist's nicht, als wären wir schon immer miteinander zusammen gewesen?

„Jetzt müßt *ihr* mir aber etwas erzählen! Was macht ihr so zum Beispiel, wenn ihr aus der Schule kommt?“

„Ich“, sagte Elli, „ich helfe der Mutter beim Geschirr-

waschen, dann mache ich meine Aufgaben und gehe noch auf den Hof spielen!"

Inge fährt am Nachmittag bei schönem Wetter ihren kleinen Bruder im Wagen aus und liest gern Märchen.

Grete, ein hochaufgeschossenes blasses Mädel, erzählt: „Wenn ich aus der Schule komme, sind Vater und Mutter noch in der Fabrik. Nein, Geschwister habe ich nicht. Dann muß ich die Stube aufräumen, einkaufen gehen und schnell das Mittagessen kochen. Der Vater schilt manchmal, wenn das Essen nicht pünktlich fertig ist. Wenn ich abgewaschen habe, kommen schnell die Schularbeiten an die Reihe, und dann bin ich so müde, daß ich froh bin, wenn nichts zu waschen oder zu flicken ist, so daß ich schlafen gehen kann."

Dasselbe Bild bei noch drei anderen.

Lilli, deren Vater einen kleinen Laden hat, muß tüchtig beim Verkauf helfen.

„Und du?" frage ich das kleine Mädel, das sich bisher am stillsten verhielt.

„Ich heiße Else", antwortet sie und sieht mich hilflos an, „ich habe nicht viel zu tun. Wir sind nämlich arbeitslos."

Das Wort springt auf wie ein böser Wind und wächst zu beängstigender Größe.

„Auch meine Eltern haben keine Arbeit."

„Und meine Mutter auch nicht!"

Wie eine Anklage steht das Wort im Raum. — Gegen wen?

2.

Frohe Fahrten

Wie man sich doch freuen kann, wenn die helle Maiensonne lacht und den nahen Sommer ahnen läßt, wenn die Vögel plötzlich alle wieder da sind und die Birken im ersten lichten Grün stehen!

„Aus grauer Städte Mauern
ziehn wir durch Wald und Feld,
wer bleibt, der mag versauern,
wir fahren in die Welt!"

Die dunstige Stadt im Rücken, in der Ferne winkt uns der Wald, was Wunder, wenn da immer wieder gerade dies fröhliche Fahrtenlied angestimmt wird. Es ist ja die erste Fahrt unserer Jungmädel, und viele Lieder sind ihnen nach den zwei Heimabenden, die wir bisher abhalten konnten, noch nicht bekannt.

„Halli, hallo, wir fahren,
wir fahren in die Welt!"

Am lautesten singt wohl Ira, eine der drei Gymnasiastinnen, die ich der neuen Jungmädelschar zugewiesen habe. Sie nimmt die Oberstimme immer noch eine Terz höher als die anderen und schmettert sie so klar heraus, daß es gar nicht einmal quietscht, wie Anita anerkennend feststellt.

Wir marschieren zu dreien, richtig, wie es sich gehört; denn in so früher Morgenstunde wird hier weit hinter der Stadt wohl kaum ein Hüter des Gesetzes aus der Erde wachsen.

Christel, die dritte der Gymnasiastinnen, schüttelt ein übers andere Mal ihr weises Haupt, was wohl bedeuten soll: „Nein, wie d i e marschieren!"

„Ja, Christel, so gut wie ihr hatten es diese Mädel noch nicht!" Im Gymnasium besteht schon seit langem eine Wandergruppe, die allerdings unter Leitung der Schule steht. Christel, Anita und Ira gehören ihr längst an und haben dementsprechenden „Schliff".

Aber nicht das war es, was mich bewog, die drei unserer Jungmädelschar beizufügen. Ich wollte, wie auch überall in den anderen Gruppen, nicht nur Arbeiterkinder oder nicht nur Gymnasiastinnen in der Schar haben. Zwar mußte ich dazu erst die Zustimmung ihrer Eltern einholen, denn eins war gewiß: kommt es heraus, daß die drei in unserer Organisation sind, so fliegen sie unweigerlich aus der Schule. Es ist ein großes Opfer, das uns die Eltern bringen, denn auch ihnen droht daraufhin Gefängnisstrafe.

So ist die erste Tugend, die wir üben müssen, das Schweigen. Ganz tief im Herzen sollt ihr es bewahren, das Erleben unserer fröhlichen Gemeinschaft.

Unser Ziel, das kleine Birkenwäldchen eines deutschen Bauern, ist bald erreicht. Der Lagerplatz wird sorgfältig gewählt, auf jeden Fall so, daß wir von der Landstraße aus nicht gesehen werden.

Die Rucksäcke, zum Teil aus einfachem Nessel, werden schnurgerade ausgerichtet, dazu die Schuhe. Nun sollen alle Mädel Sportzeug anziehen, während ich zum Hofe hinuntergehe, um dem Bauern unsere Ankunft zu melden.

„Was, Turnen? Ich dachte, wir dürfen jetzt in der Sonne liegen!"

„Unsinn!" ist die Antwort.

Das war bestimmt Christel. Weiter höre ich nichts, ich bin schon zu weit entfernt.

Der Bauer freut sich, daß die „Freileins“ wieder einmal da sind, verspricht, am Nachmittag mit seiner Frau und den Kindern zu uns zu kommen, und die Bäuerin gibt mir für ein Spottgeld einen Eimer Milch mit.

„Nehmen Sie nur“, sagt sie, „der Milchhändler, der Jude, zahlt auch nicht mehr.“ In der Stadt müßten wir für dieselbe Menge das Vierfache zahlen.

Auf dem Rückwege höre ich schon von weitem „Achtung!“, „Richtet euch!“ und andere Kommandos. Das ist Anita, die mich bat, in meiner Abwesenheit den Neuen ein wenig „Form“, wie sie sagt, beibringen zu dürfen. Es klappt ganz schön, aber müde und hungrig sind sie alle. Als es dann heißt „zum Essen weggetreten“, da setzt ein wahres Freudengeschrei ein.

Alles ist so neu, so schön! Da sitzen sie nun im Kreise und essen und lachen und freuen sich über jeden Schmetterling, der vorbeifliegt.

„Du“, sagt Elli zu Ira mit vollen Backen, „macht ihr immer so lustige Sprüche vor dem Essen?“

„Ja“, antwortet diese so gleichgültig wie nur möglich, „aber schluck mal erst deins runter und dann red weiter!“

Und der Tag vergeht wie im Fluge.

Lustige Sportspiele, auch eine Schulungsstunde wechseln miteinander ab. Der Bauer war mit den Seinen da und hat mit uns gesungen. Lachen und fröhliche Zurufe haben den ganzen Tag erfüllt, und nun vereint uns eine Feierstunde. Wir hören Worte des Führers, wir singen Lieder von der

Fahne, von Blut und Volk, und alle fühlen, was uns zusammenschließt.

Ganz zum Schluß gibt es noch eine „grobe Disziplinlosigkeit", wie sich Christel empört ausdrückt. Wir sind auf dem Bauernhofe angetreten, um der versammelten Familie in einem lustigen Liede unseren Abschiedsdank zu sagen. Da plötzlich kugeln drei junge Kätzchen zur Haustür heraus. Sie sehen und daraufzustürzen war eins! Im Gliede blieben nur wenige.

„So was macht man nicht!" schilt Ira mit strenger Miene.

„Ach, ich werd's gewiß nicht wieder tun, aber sie sind doch sooo niedlich, und Hilde ist auch gar nicht so böse!" verteidigt sich Elli und schaut mich dabei fragend an.

Kätzchen, junge Hunde, Küken, Entchen, für wen hätte die der Herrgott sonst geschaffen?

„Ja", sage ich und habe Mühe, ernst zu bleiben — „sie sind niedlich" Das Aber bringe ich nicht über die Lippen.

*

Donnerstags Heimabend, am Sonntag Fahrt, das ist ein Leben für die Jungmädel! Wie könnte es auch in so einem Sommer anders sein?!

Sogar die Eltern haben sich daran gewöhnt und sind trotz aller Gefahren mit allem einverstanden. Ihre Kinder gehen mit blanken Augen und braungebrannten Armen und Beinen umher und sind viel froher geworden.

Wenn nur die große Not nicht wäre!

Elses Mutter wartet eines Tages auf mich und macht mir Vorwürfe. Die Not sei so groß, sie könnte die Kinder kaum satt bekommen, und es wäre doch nicht gut, daß ihre

Else mit den „reichen Freileins aus der Stadt" zusammenkäme. — Ja, viel fröhlicher sei sie geworden, das gibt die Frau zu, sie weine auch nicht mehr so oft, aber sie hätte „zu große Rosinen im Kopf".

„Was meinen Sie denn?" frage ich.

„Ach, sie läßt mir keine Ruhe, ich soll ihr durchaus einen Rucksack kaufen! Doch das geht keinesfalls, und Sie müssen nicht böse sein, wenn ich die Else nun nicht mehr schicke, aber das geht nicht!"

Ira hat alles mit angehört.

„Ach, liebe Frau Martin", sagt sie, „bitte, erlauben Sie doch der Else, wenigstens noch einmal zu kommen!"

Am selben Abend ist Ira noch zu Martins gefahren und hat Else ihren Rucksack und eine Dienstbluse gebracht.

„Muttchen hat ja ein bissel gescholten", vertraut sie mir nachher an, „daß ich vorher nichts gesagt habe, aber im August habe ich Geburtstag, und wenn ich Vater sehr bitte, dann schenkt er mir einen neuen Rucksack. Bis dahin lege ich meine Sachen immer in Christels Affen, der ist groß genug."

*

Wir haben Kasperpuppen gebastelt und in den Heimabenden zwei Spiele eingeübt. Viel, sehr viel Spaß hat es uns gemacht, und nun sollen unsere Jungmädel zum erstenmal vor Publikum spielen.

Auch ein Krokodil haben wir geklebt, aber es sähe aus wie ein Kamel, sagt Christel. Ira fühlt sich gekränkt, denn sie hat am meisten daran gearbeitet: „Mach du doch ein gescheiteres!"

Christel hat nach dieser Herausforderung dann wirklich

ein Meisterstück vollbracht. Sie hat eine grüne Gurke genommen und sie am dünnen Ende so tief eingeschnitten, daß sie weit auseinanderklaffte. Es sieht aus wie ein weit aufgerissenes Maul. In die so entstandenen weit aufgerissenen Kiefer hat sie dann richtige Zackenzähne eingeschnitten. Der Längsschnitt einer jungen Mohrrübe wurde als Zunge eingeklemmt und zwei Mohrrübenscheibchen mit je einem Streichholz als Augen festgenagelt.

Diesem Krokodil konnte Kasper richtig den Kopf abschlagen, daß es nur so krachte.

Endlich hatten wir alles fertig und konnten auf „Kasperfahrt" gehen.

Den weiten Weg zu dem ausschließlich von Deutschen bewohnten Dorf haben wir hinter uns. Aber nun heißt's, das Publikum zusammenzuholen. Wir ziehen geschlossen durchs Dorf. Wir können es wagen, denn kein Brief, der uns verraten hätte, ist unserem Hiersein vorausgegangen, und so wird sich wohl kein Polizist im Dorfe zeigen.

Vor jedem Hause bleiben wir stehen, singen einen lustigen Liedvers, oder sagen, wenn die Bäuerin uns schon gesehen hat, gleich unseren Spruch im Sprechchor her:

„Heute nachmittag um 2 Uhr sind alle Kinder zum Kasperletheater bei Meißner auf der Wiese!"

Wie die Augen strahlen! „Ja, wir kommen!" Sie haben es noch nicht vergessen, daß wir ihnen im vergangenen Jahr ein Märchenspiel vorgespielt haben.

Lilli ist darüber ganz enttäuscht. Die „Großen" sind schon einmal hiergewesen? Doch ich kann sie trösten: den Kasperle sehen diese Kinder zum erstenmal.

Am Nachmittag sind dann gegen 80 Kinder auf der Wiese. Wir singen mit ihnen „Fuchs, du hast die Gans gestohlen"

und spielen allerlei Reigen. Es sind drei mächtig große Kreise, denn Mütter und Väter machen auch mit.

Und dann kommt der Kasper! Der ist aber lustig! Christel macht ihn ganz großartig.

„Sie hat ja auch sonst keinen kleinen Mund!" meint Ira. Lilli, Inge und Else spielen die anderen Puppen. Die übrigen Jungmädel sitzen mitten unter den Kindern. Fast jedes hat so ein kleines Mädelchen aus dem Dorf auf dem Schoß.

Die eifrigsten Mitschreier aus dem „Publikum" sind die neun- bis elfjährigen Jungen, aber die Jungmädel stehen ihnen kaum nach:

„Du, Kasper, paß auf, daß dir das Krokodil die Nase nicht abbeißt!"

„Kasper, Ka—a—a—a—sper, jetzt kommt's!"

„Hau feste!"

Ein paar ganz kleine Kerlchen fangen zu weinen an: „nis totslagen!"

Der Kasper hat aber dem Krokodil den Kopf abgehauen und hat die Prinzessin erlöst ...

In schützender Dunkelheit kommen wir wieder in unserer schmutzigen, schwülatmenden Stadt an und gehen nach einem Händedruck still auseinander...

*

So reiht sich Fahrt an Heimabend und Heimabend an Fahrt. Es sind noch zwei Neue aus demselben Stadtviertel hinzugekommen. Mehr dürfen es auf keinen Fall werden, sonst sind wir bald „berühmt". Einmal haben wir schon das Heim, das heißt die „gute Stube", wechseln müssen.

Die großen Mädel aus dem Wanderverein (lies Bund) haben ja ihre Heime. Aber fast allwöchentlich erscheint dort „Besuch“, und wehe dem, der nicht seine ordentliche, beglaubigte Mitgliedskarte bei sich hat. Er kann es für einige Stunden oder gar für die ganze Nacht auf der Polizeistation büßen. Der Verein erhält außerdem eine hohe Geldstrafe und kann dann, wenn solche Vergehen öfter vorkommen, sogar aufgelöst werden.

Aber wir sind auf der Hut und haben es gelernt, daß man Gesetze auch umgehen kann. So werden unsere Jungmädel noch oft aus einem Hause in das andere, aus einer „plüschbemöbelten guten Stube“ in die andere ziehen, bis — — —?

Ja, bis sie zu großen Mädeln herangewachsen sind und in den Wanderverein aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß diesen dann das Gesetzbuch noch atmen läßt.

Aber bis dahin ist es noch weit!

Vorläufig wird ein fröhliches, unbekümmertes Jungmädelleben geführt. Unbekümmert, ja! Denn was sind schon die kleinen Tarnungssorgen gegen ein Dorf voll lachender, spielender Kinder, gegen die Tatsache, daß schon ein einziges deutsches Lied, das wir an einem Fahrtensonntag der Dorfjugend beigebracht haben, gesungen und weitergegeben wird — und nun für immer im Dorfe lebendig bleibt?

Ein Lied schon, und wie viele sind's!

Ein deutsches Lied.

Was in der Schule gelernt wird, alle die fremden und fremdsprachigen Verse und Lieder, und seien sie noch so schön, das alles wird nie die Gefühle auslösen, die ein deutsches Lied im fremden Land hervorruft.

Oft schon haben wir uns gefragt: Warum die vielen Entdeutschungsversuche? Warum dürfen deutsche Kinder nicht

in der Muttersprache unterrichtet werden, warum sollen sie keine deutschen Lieder singen, warum werden sie bestraft, wenn sie in den Schulpausen untereinander deutsch sprechen, warum stopft man sie mit fremdem Kulturgut voll, das sie nie verstehen werden?

Wozu das alles?

Nie werden Kinder deutscher Eltern ein anderes Blut weitergeben können als das deutsche! Nie wird ein deutsches Kind fremdes Kulturgut verstehen oder gar so weit erfühlen, um darin leben zu können! Oder welche Sprache wäre einem Kinde wohl geläufiger, lieber, vertrauter, als die seiner Mutter?

Solche Fragen, aufgeworfen in den Stunden unseres Zusammenseins, bleiben unbeantwortet und werden es so lange bleiben, wie wir als deutsche Minderheit im fremden, demokratisch regierten Staate leben.

Diese Tatsache läßt aber, was wohl nahe läge, unsere deutschen Mädel nicht erschlaffen. Nein, die Mädel werfen den Kopf in den Nacken, und ein hartes unausgesprochenes „Dennoch" ist die Antwort.

So sind unsere Jungmädel fast noch Kinder und doch schon Kämpfer.

3.

Wir „forschen"

Wir leben mitten in einem Lande, das nicht unser Vaterland ist, wohl aber unsere Heimat, ein reiches Land.

Im Anfang aber war die Wildnis.

Da war einer der Grundherren aus dem weiten Lande, der

dachte: „Was soll mir die Wildnis?" Und er rief sie, deren Fleiß und Tatkraft die größte war, die Deutschen.

Unsere Urahnen kamen vertrauensvoll, gläubig und arbeitshungrig; denn das eigene Vaterland war eng und der Hunger groß. Sie rodeten und bauten, legten Sümpfe trocken und bauten wieder.

So wurde aus der Wildnis fruchtbare Ackerscholle.

Und es kamen die Handwerker, Gesellen und Meister: die Weber, die Spinner, Tischler, die Färber, Maurer, alle, alle...

Sie bauten mit zähem Fleiß die Städte, die großen Werke der Arbeit, die Fabriken. Und das Land blühte auf.

Da kam der Grundherr wieder und sagte:

„Mein ist das Land!"

„Unser das Recht", sprachen die Deutschen.

Und der Fremde sagte es zu.

Unsere Väter, vertrauensvoll und gläubig, zahlten Steuern und Zins, wurden Bürger des Landes und arbeiteten, desgleichen ihre Kinder und Kindeskinder.

Und die Zeit ging dahin.

Aber das Recht wurde kleiner und immer kleiner. Doch die Deutschen dachten: Arbeit ist Recht — und arbeiteten mehr denn je.

Dann kam der große Krieg.

Auch unser Boden trank — wie vorher den Schweiß der Arbeit —, so jetzt das Blut deutscher Soldaten, die für Deutschlands Ehre ihr Letztes gaben.

Noch heute stehen wir vor den kleinen hölzernen Kreuzen und tasten nach dem, was jene errangen: Deutschland! Vaterland!

Man sagt, wir, die wir als Deutsche fremden Ländern dienten, wir seien ohne Vaterland.

Das war wohl einmal, als Deutschland, aus hundert Wunden blutend, in Versailles gefesselt wurde, als man ganze Stücke aus seinem Leibe herausriß und verteilte; auch Polen bereicherte sich damals — das war, als dann ein viel schlimmerer Feind mit süßen Redensarten Deutschland so zerrüttete, daß es selbst keine Zukunft mehr sah...

Aber jetzt ist das anders!

Einer stand auf und wies den Weg in die Zukunft, beseelt vom Glauben an die Kraft des deutschen Volkes.

Er sprach von den unzerreißbaren Banden des deutschen Blutes und hat uns so ein Vaterland geschenkt.

*

Die Geschichte der deutschen Arbeit in unserem Land steht lebendig vor uns, wenn wir in den Heimabenden einander von unseren Vätern erzählen.

Wir wollen „forschen" nach dem Vergangenen. Die Jungmädel sind scharf an die Arbeit gegangen, haben Vater, Mutter und Großeltern ausgefragt und ausgepreßt wie Zitronen, haben alles fein säuberlich aufgeschrieben, und im Heimabend weiß nun jede, woher der Urgroßvater gekommen, ob der Großvater schon hier geboren oder ob auch er eingewandert ist.

Wir haben eine große Karte vor uns aufgeschlagen, und wenn Ortsnamen aufklingen, werden sie sofort gesucht.

Meine Ausführungen vom vergangenen Heimabend werden stark angegriffen, wenn Christel sagt:

„Du, Hilde, da stimmt etwas nicht. Mein Urgroßvater kam im Jahre 1819 hierher als Tischler, und erst der Ur-

großvater mütterlicherseits kam als Bauer später hierher. Folglich müssen doch wohl erst die Handwerker und dann die Siedler gekommen sein!"

Die anderen lachen.

„Christel, woher sollte dein Urgroßvater dann das Holz zum Tischlern genommen haben, wenn die Siedler noch nicht gerodet hätten?"

Auch die Erzählungen der anderen, wonach zuerst Bauern und später Handwerker gekommen seien, können Christel nicht überzeugen. Sie wendet immer wieder ein:

„Aber wir führen eine richtige Familienchronik, und da steht's so drin!"

„Christel", sage ich schließlich, „ist's denn nicht möglich, daß unsere Heimat erst teilweise kolonisiert war, Handwerker schon im Land waren, und daß dann immer noch Bauern hinzukamen, weitere Strecken zu besiedeln?"

„Ja, ja, so wird's gewesen sein!" meint Christel, und das große Rätsel ist gelöst.

Inges Urgroßvater ist im Jahre 1822 als „ehrbarer Maurermeister aus Pirna in Sachsen" eingewandert.

„Wo ist Pirna?"

Schnell fahren die Finger über die Karte.

„Erst einmal Sachsen suchen. Ja, in Sachsen!"

„Aber warum heißt es immer: in Sachsen, in Schlesien, in Mecklenburg? Warum sagt man nicht: in Deutschland?"

So gestalten sich unsere Heimabende zu anschaulichen und lehrreichen Erdkunde- und Geschichtsstunden, die nie langweilig werden. In den Schulen, auch in den deutschen Privatschulen, vermeiden die Lehrer ängstlich alles, was an

Deutschland erinnern könnte. So ist das Wissen über derlei Dinge bei allen unseren Mädeln sehr gering.

Ich muß daheim dicke Folianten wälzen, um zumindest einen Teil der bis ins kleinste gehenden Fragen der Jungmädel beantworten zu können. Sie wollen einfach alles wissen!

Es genügt nicht, wenn ich erzähle, welchen Platz die Stadt, aus der dieser oder jener Urahn her ist, auf der Karte oder in der deutschen Geschichte einnimmt; mir schwirren Fragen um den Kopf, wie:

„Sind in Apolda viel Gärten?"

„Sind dort auch Färbereien?"

„Gibt's in Liegnitz eine Weberei?"

„Du, Hilde, ob mein Großvater wirklich gern dort wegging?"

„Grünberg, ist das eine schöne Stadt?"

„Hat Werdau viele Fabriken?"

„Hilde, denkst du nicht auch, daß in Oberdorf die besten Kämpfer des Führers wohnen? Mein Urgroßvater, der war von dort, und ich sag' dir, der war soo ein Deutscher!"

Fragen, Fragen und immer wieder Fragen! Ganz wild sind sie! Da haben zwei festgestellt, daß ihre Urahnen aus ein und demselben Nest kamen, fast zur gleichen Zeit. Nun glauben die beiden Jungmädel, ganz besonders zusammen zu gehören.

Schon vier Heimabende haben wir mit unserem Forschen zugebracht, aber es will kein Ende nehmen.

Das Zeltlager

Nun sind Sommerferien! Die Jungmädel sind heilfroh darüber. Nicht nur, daß die „Paukerei" vorläufig ein Ende hat, nein, die Hauptsache ist ja, daß jetzt keiner zum Lehrer laufen kann, um sie wegen ihrer Fahrten und Heimabende zu verpetzen.

Für mich bringt der Sommer ununterbrochen Arbeit. Lager reiht sich an Lager, meist sind es Schulungslager, und da heißt es doppelt auf dem Posten zu sein.

Meine Eltern sind froh, als ich sie eines Tages bitte, bei ihnen ein Freizeitlager mit den Jungmädeln halten zu dürfen; werde ich doch auf diese Art wieder einmal zu Hause sein.

Mein Vater besitzt unweit von Lodsch eine kleine Waldparzelle, eingezäunt inmitten vieler anderer. Dort kann ich meine Jungmädel zehn Tage lang unterbringen, ohne Sorge zu haben, daß uns die Polizei aufspürt.

Es gibt viel Fragen und Aufregung, bis die Jungmädel wissen, was man alles in ein Lager mitnehmen muß, und bis die Eltern überzeugt sind, daß ihre Kinder heil und gesund zurückkommen werden. Aber die Freude ist groß, auch bei den Eltern. Können doch die meisten ihren Kindern im Sommer kaum mehr bieten als einen kleinen Spaziergang hinter die Stadt.

Christels Vater hat uns ein Lastauto zur Verfügung gestellt, und so haben es die Jungmädel leicht, die 30 Kilometer mit Gepäck zu überwinden. Auch die fünfzehn Tornister der Mädel aus Schar 11, einer der jüngsten Scharen des

„Wandervereins“, werden aufgeladen, und dann geht's in die Ferien.

Solange wir durch die Stadt fahren, sitzen wir still und singen nicht. Dennoch saust ein Stein über unsere Köpfe hinweg. Wir sind wohl zu blond und blauäugig, um nicht für deutsche Mädel gehalten zu werden.

Aber sobald wir hinter der Stadt sind, beginnen wir zu singen. Warum sollen wir nicht auch? Das Barometer steht unbeweglich auf schön Wetter, und wir haben zehn herrliche Tage vor uns.

Ein Lied nach dem anderen wird angestimmt, doch ich habe manche schwere Sorge. Mit den Zelten hat es ja geklappt; aus allen umliegenden Städten haben wir sie von den Jungen zusammengeborgt. Dreiundzwanzig Zeltbahnen sind's, das wird schon reichen. Aber werden auch genug Decken da sein? Und wie wird es mit der Verpflegung? Zucker, Reis und Wurst sollte jede genügend mitbringen; aber wer weiß! Bei vielen Jungmädeln ist seit Jahren kein Zucker mehr ins Haus gekommen. Wurst, Reis, Kakao? Von Geld ist ganz zu schweigen.

Ein paar Mädel, deren Eltern es besser geht, versprachen, doppelte Rationen mitzubringen. Aber woher können wir Milch, Eier, Butter und Kartoffeln nehmen?

Es sind immer die gleichen Sorgen vor jedem Lager. Die Mädel sollen wenigstens im Lager gutes, kräftigendes Essen haben. Im schlimmsten Falle müssen wir Geld verdienen. Wir haben ja die Kasperpuppen mit.

Es muß gehen! Ich darf mir von meiner Sorge nichts merken lassen.

Meine Mutter erwartet uns am offenen Gartentor. Das

Auto rattert durch den kleinen Garten und macht am Waldesrande halt.

Steifgliedrig springen die Jungmädel herunter, prüfen noch einmal, ob alle Glieder heil und ganz sind, bringen dann ihr „Gefieder" in Ordnung und sagen meiner Mutter „guten Tag".

„Ich glaube", sagt Mutter, „wir begrüßen uns schön mit dem deutschen Heilgruß. —

Übrigens hat der Bauer für euch die Milch schon geschickt", und zu mir, „sag mal, Hilde, sollten's nicht mehr Mädel sein? Du rechnetest doch auf dreißig. Ich habe schon zweimal gezählt, ich sehe nur vierzehn Mädel!" — Mutter ist besorgt und enttäuscht zugleich.

„Ja, stimmt!" rufen alle durcheinander. „Fünfzehn kommen noch nach, und eines aus unserer Schar mußte zu Hause bleiben, weil Vater und Mutter arbeiten."

„Das ist ja schön!" sagt Mutter. Sie meint damit, es sei schön, daß die Eltern Arbeit hätten.

Das Auto fährt zurück, und wir schleppen unser Gepäck in den Wald.

„Ach, wie schön das hier riecht!" ruft Elli und zieht den würzigen Duft der Kiefern tief ein. Die anderen legen ihre Lasten für einen Augenblick nieder und schnuppern so lange in der Luft herum, bis sie Ellis Urteil bestätigt finden. Dann geht's weiter.

Den Lagerplatz hatte ich schon lange vorher in Gedanken ausgesucht. Ich kenne ja unseren Wald! Ungefähr hundertfünfzig Schritt vom Hause entfernt liegt ein kleiner Hügel. Da sind wir nun.

Ich verteile den Dienst.

Die Küche wird in der Nähe des Hauses aufgeschlagen.

Wir kochen im Freien, denn auf dem Küchenofen des kleinen Wochenendhäuschens könnte unser Fahrtenpott nicht einmal stehen.

Mutter hat uns einen kleinen Raum zugewiesen, wo wir unseren Proviant aufbewahren können.

Grete, Anita und Inge sammeln die Eßwaren ein, ordnen sie und bauen die Feuerstelle. Anita hat das gut heraus. Sie fragt nur in einem fort: „Woher weht der Wind?"

Es ist nämlich windstill.

Christel und Lilli schälen an einem dünnen, langen, gefällten Baumstamm herum. Es soll unser Fahnenmast werden. Hier zwischen den grünen Bäumen darf, vor fremden Augen geschützt, unsere Fahne täglich aufsteigen.

Ich rolle mit einem Jungmädel die Zeltbahnen auseinander, und dann bauen wir die Zelte auf. Wir haben wenig Übung darin, aber die Bahnen straffen sich zuletzt doch ganz faltenlos.

Als der Küchendienst und die Holzsammler zurückkommen, bewundern sie unser Werk gebührend. Dann wird die erste Mahlzeit eingenommen, und weiter geht die Arbeit. Der Lagerplatz wird in Hüfthöhe mit einer Schnur abgegrenzt, der Fahnenmast aufgerichtet; Stroh wird herbeigeschafft und in den Zelten aufgeschichtet, und zuletzt muß alles wieder fein säuberlich in Ordnung gebracht werden.

Gerade, als wir mitten in der größten Arbeit sind, kommen mit Halli und Hallo die Mädel von Schar 11 daher.

„Wie habt ihr das nur fertiggebracht? Seid ihr denn Kilometerfresser?" Christel ist ganz aus der Fassung.

Die Großen lachen nur. Sie sehen gar nicht so müde aus. Es sind 30 Kilometer in kaum vier Stunden? Unmöglich!

„Nun schießt los, wer hat euch mitgenommen?"

Das Wunder wird geklärt. Unser Lastauto ist ihnen auf dem Rückweg begegnet, hat noch einmal kehrtgemacht und sie alle mitgenommen. „Aber — wir haben ganz bestimmt nicht den Fahrer darum gebeten", beteuern sie.

„Ja", sagt Christel, „unsere Fahrer sind alle in der Bewegung, darum sind sie so nett!"

„Aber wir haben's uns doch so schön vorgestellt, ganz fertig zu sein, wenn ihr kommt!" jammert Elli.

Gemeinsam haben wir aber bald alles geschafft.

Und dann treten wir im offenen Viereck unter der Fahne an. Unsere Jungmädel stehen zum erstenmal unter einer Fahne!

„Wenn wir sie auch selten aufsteigen lassen können — sie weht immer über uns, unsere Fahne!

Wir wollen sie immer über uns fühlen, wollen ihr Rufen, ihr Mahnen hören: Zusammenstehen, stark und treu sein!

Sie, die Fahne, sagt uns, daß wir eins sind mit allen, die deutschen Blutes, daß wir alle ein Ganzes bilden und alle eine Fahne haben."

Für die Fahne wollen wir sorgen
wie für unsere Mutter gut;
denn die Fahne ist unser Morgen
und die Ehre und der Mut.

Hell klingt unser Lied, und der ernste Wald nimmt es in sein Rauschen auf und wird es bewahren, das Lied, und uns, die wir ihn gern haben.

*

Das erste Sonnenlicht bricht durch die Bäume und sieht uns schon wach. Es ist gut, daß wir gestern abend so müde waren, die große Müdigkeit zwang alle zu festem, ruhigem Schlaf, und so ersteht keine Klage über das harte, ungewohnte Lager oder über Kälte.

Freilich, ein bißchen steif sind wir alle, aber das ist bald vorbei. Ein Dauerlauf führt uns durch den Wald einen Hang hinunter zum Bach. Hier ist der Wald zurückgewichen und hat einem schmalen Wiesenstreifen längs des Baches Raum gegeben.

Unsere Füße streifen den glitzernden Tau von den Gräsern, er rollt zu funkelnden Diamanten zusammen, die über unsere nackten Füße rinnen. Das Auge hat so viel Herrliches zu schauen: allein schon das Grün! Die Birken eröffnen den Reigen in ihren hellsten Tönen, Holunder, Haselnuß, Erlen, Buchen reihen sich an, die wilde Kirsche und dort drüben jenseits des Baches, wo schon wieder der Wald anhebt, beschließt das dunkle Grün der Tannen die große Farbensymphonie der kleinen Waldwiese.

Dazwischen sind wie von Künstlerhand bunte Blumen eingestreut; man möchte stehenbleiben und schauen, schauen!

Ein Hase hoppelt vor uns her, hell jubeln wir auf. O weh, seht ihr nicht dort drüben das junge Reh? Nun habt ihr es verscheucht!

Gute Vorsätze werden gefaßt — beim nächsten Mal wollen wir fein still sein!

Das Turnen und danach das Waschen in dem kalten, kristallklaren Wasser des Baches hat uns frisch und fröhlich gemacht, so daß wir am liebsten auf die Bäume kletterten und uns zu den schmetternden Finken setzten, um mit ihnen um die Wette zu singen.

Aber die Mädel vom Dienst wollen abgelöst sein, und so traben wir zurück zu unseren Zelten.

Und dann sehen wir zum zweitenmal unsere Fahne aufsteigen zwischen den rötlich schimmernden Kiefernstämmen, bis sie oben in der tiefen Bläue des Himmels der Wind faßt und sie aufbläht und wieder knatternd an den Mast schlägt.

Daß wir dich hier bei uns haben dürfen, dich, unsere Fahne, daß wir dich tragen dürfen, dich, die du uns stark und gläubig machst!

Daß wir leben dürfen in dieser großen Zeit, du und ich, da unserem Volk der Führer erstand. Das wollen wir dankbar empfinden, und wir wollen treu dienen, dir, Fahne, die du uns immer wieder ermahnst zu neuer Tat.

Einen Tag voll Sonne, Freude und Liedern hat uns die Fahne geschenkt. Ein Fahrtenspiel, bei welchem die Jungmädel sich schön und tapfer gehalten haben, hat den ganzen Vormittag in Anspruch genommen.

„Diesmal habt ihr noch gesiegt!" sagen sie zu den Großen, „aber wartet nur, beim nächsten Mal..."

Diese fühlen sich wirklich „groß" den Jungmädeln gegenüber. Im „Wanderverein" waren die Mädel aus der Schar 11 immer die Küken. Nun dürfen sie die „Großen" sein und sind sich ihrer Würde voll bewußt. Noch sind sie den Jungmädeln in allem überlegen: ihre Leistungen im Sport, ihr Liederschatz, all die kleinen praktischen Tausendundeinse eines Lagerlebens — sie sind in allem die Großen.

Aber die Jungmädel halten die Augen auf und die Ohren steif und mühen sich von früh bis in den Abend, es den Großen gleichzutun.

Die Freizeit am Nachmittag wird zum Aufschreiben neuer

Lieder und Spiele ausgenützt, und wäre sie nicht eine ausdrückliche Ruhezeit, die Jungmädel würden auch dann ihre großen Kameradinnen noch plagen:

„Ach, zeig mir noch einmal die Schere beim Hochsprung!" oder — „hält man den Speer so oder so?" — „Ist's nicht besser, wenn ich einen Anlauf nehme?"

Aber ich habe für zwei Stunden nach dem Mittagessen nur ruhige Beschäftigung zugelassen, denn der Übereifer könnte leicht zu Überanstrengungen führen.

Besonders stark sind sie alle nicht. Das ist mir schon beim Frühsport aufgefallen. Unterernährt ist wohl der größte Teil unserer Mädel. Das macht die Not, aber weit schlimmer ist die Tatsache, daß in unserer Großstadt jeder siebente Mensch lungenkrank ist. So junge Menschenkinder wie diese sind ja gottlob noch davon verschont. Jedoch ist auch ihnen oftmals schon von der schwindsüchtigen Mutter oder dem Vater ein viel zu enger Brustkorb mitgegeben worden.

Am Nachmittag gehe ich mit Anita in unsere „Speisekammer". Wir zählen, rechnen, wiegen ab, ordnen, schreiben auf und rechnen wieder. Es sieht schlimm aus mit unseren Vorräten, auch mit dem Gelde! Es reicht bei weitem nicht. Fünf Tage lang kommen wir damit aus. Und was dann?

Ich weiß wahrlich nicht, aus welchen Quellen noch zu schöpfen möglich ist. Ein dreiwöchiges Freizeitlager für die allerärmsten Mädel unserer Bewegung haben wir in diesem Sommer schon aus Sammelgeldern geschaffen. Das zweite, ein Führerinnenlager sämtlicher Scharen, haben wir teilweise durch unsere Handwebearbeiten finanziert, den Rest, ungefähr drei Viertel des nötigen Geldes, habe ich von Verwandten und Bekannten erbeten.

Nun weiß ich nicht weiter. Den ganzen Tag über habe ich

mir den Kopf zerbrochen, habe hin und her überlegt. Wenn wir auch zweimal Kasperle spielen, die Einnahmen werden doch nicht für fünf weitere Verpflegungstage für dreißig Mädel ausreichen.

*

Wir haben die Fahne eingeholt. Nun sitzen wir zwischen unseren Zelten und singen, singen jene vertrauten Weisen, die von Sehnsucht, Liebe und Heimweh klingen. Singen das Lied von den fünf wilden Schwänen, vom zerbrochenen Ringlein, von Wanderburschen und Landsknechten, von Reitern und fröhlichen Jägern und kommen zuletzt zu unserem Abendlied.

Es ist schon ganz still im Wald. Wenn wieder eins unserer Lieder verklungen ist, lauschen wir in die Abendruhe hinein. Manchmal piept ein Vögelchen im Schlaf, und eine Grille zirpt. Diese Töne vertiefen nur die weite Stille.

Die drei Zeltführerinnen sammeln ihre Mädel zur „guten Nacht".

Ich will noch schnell einmal zu meiner Mutter. Da — kaum zwanzig Schritt von unserem Lager entfernt, treffe ich meine Eltern und einige Gäste. Ja, sie hätten uns belauscht, hätten unsere Lieder mit angehört. Ein älterer Herr, Jugendfreund meines Vaters, spricht sich „sehr gefühlvoll" über unseren Singsang aus. Er dankt mir, spricht von „trauten Erinnerungen aus der Jugendzeit".

Ich bin froh, daß dies die Jungmädel nicht hören. Sie würden den alten Herrn nicht verstehen. Aber er meint es gut. Ob wir auch einmal so sentimental sein werden?

Wir sind mittlerweile in den Garten gekommen, setzen uns dort auf die Bank, und ich werde gefragt, ob sich die Mädel

eingelebt hätten, ob es gut ginge? Ich erzähle, und zwischendurch überdenke ich: wen von euch kann man um Geld angehen?

Eine alte Tante macht mir Vorwürfe. Wie ich solch schwächliche Kinder in Zelten schlafen, im kalten Bach sich waschen lassen könnte? Den Tod könnten sich die Mädchen holen!

Es ist ja bei weitem nicht so schlimm, wir haben einen heißen Juli, aber ein bißchen recht hat sie doch. Trotzdem bäumt sich in mir alles auf. Am liebsten möchte ich fragen: „Glaubst du, daß vielleicht jemand auf den gütigen Einfall käme, uns seine Villa zur Verfügung zu stellen?"

Aber ich muß und kann mich beherrschen.

„Nun, sorg nur dafür, daß die Mädel etwas Ordentliches zu essen bekommen, das wehrt am besten ab!" sagt der sentimentale Herr plötzlich ganz nüchtern und drückt mir die Hand. Dabei fühle ich etwas in meiner Hand knistern.

Geld!

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, jedenfalls bin ich vor Freude dem alten Herrn um den Hals geflogen.

„Aber, Hilde!" Ganz vorwurfsvoll klingt die Stimme meiner Mutter.

Ja, jetzt muß ich mein sonderbares Verhalten erklären, kann sagen, wie mich der Gedanke gequält hat, die Jungmädel nach fünf Tagen wieder nach Hause schicken zu müssen, wieder in die schmutzige Stadt, in das alte Elend zu Hause, wo es kaum zum Salz auf die Kartoffeln reicht.

Es ist die Sorge, die mich so aufschließt, und die Hoffnung auf Verstehen, das ich in diesen so sehr auf ihren eigenen Lebenskreis bedachten Menschen und Geschäftsleuten zu finden versuche.

Ich schildere ihnen die Not, die bei vielen unserer Mädel herrscht, daß die meisten nicht einmal ein eigenes Bett haben, daß viele im Winter nicht zur Schule gehen können, weil das Nötigste an Kleidung fehlt, daß die älteren gern arbeiten wollen, aber keine Arbeit erhalten, weil sie Deutsche sind.

Ob diese Mädel nicht herausgerissen werden müssen aus all dem Elend, um einmal frische Luft zu atmen und fröhlich zu sein, um einmal ordentliches Essen zu bekommen? Wenigstens zehn Tage lang. Ob ihnen nicht vielleicht durch das Zusammenleben mit sonst besser gestellten Mädeln zu helfen sei? Dabei sollen diese in andere Verhältnisse hineinsehen, damit sie sich bescheiden lernen und den anderen helfen...

Ich komme mit praktischen Vorschlägen, als ich sehe, daß man mir Verständnis entgegenbringt. So sollen sie zum Beispiel übermorgen ihre Kinder und Enkelkinder zu uns ins Lager schicken. Wir wollen für sie eine Kasperlevorführung machen und uns so Geld verdienen. Nicht „betteln", wie es mir die Tante vorhin „liebevoll" an den Kopf geworfen hat.

Sie sollen dann selbst alle am letzten Sonntag ins Lager kommen. Wir wollen ihnen vorsingen und aus unserem Leben erzählen, sie sollen sich davon überzeugen, ob ich Unrecht tue, wenn ich die Mädel — nach dem Ausspruch meiner Tante — „aus dem Elend herausreiße, ihnen einmal ein schöneres Leben zu kosten gebe und sie dann wieder unbarmherzig ins alte Geleise zurückstoße".

Helft uns doch helfen! Steht doch nicht immer als wohlmeinende Kritiker beiseite. Gebt doch unseren Mädeln und deren Eltern Arbeit! Stellt doch nur Deutsche in euren Betrieben ein, und ihr werdet keinen Deutschen hungern sehen. Warum nehmt ihr Fremde in euer Haus? Aus Geschäftsgründen?

Ich werde jetzt auch nichts mehr sagen — aus Geschäftsgründen!

Eigentlich wollte ich euch ja noch fragen: warum reiht ihr euch nicht in die Bewegung ein, die alle Deutschen zusammenschließt? Euch sind wohl die Gesetze zu unbequem?

Aber ich bin schon ganz still — aus Geschäftsgründen! Wir wollen nämlich zehn ganze Tage im Lager bleiben.

Und es muß gehen!

Mutter nimmt mich nachher noch beiseite, spricht etwas von guten Taten, von Verstehen — ja, aber er sei doch zu aufregend, zu verantwortungsvoll der Dienst, den ich mir aufgeladen habe, er würde mir die Nerven zerrütten, und zuletzt käme ich doch noch ins Gefängnis.

„Mutter, sei nur still, das ist doch gar nicht so schlimm, und ich kann ja doch nicht anders!"

Dann liege ich im Zelt bei den schlafenden Jungmädeln, und der ganze lange Abend zieht noch einmal an mir vorbei.

Es muß gehen!

*

Wir können das Lager auch wirklich zu Ende führen und haben am Schluß sogar noch einen kleinen Überschuß.

Doch vorher gibt es noch eine Reihe lustiger Erlebnisse.

Wir haben den ganzen Vormittag über Sport getrieben, den Küchendienst hatten Inge und Christel übernommen. Ihre Aufgabe bestand nur darin, Kartoffeln zu waschen und abzukochen. Geschält hatte sie schon der Ordnungsdienst dieses Tages, und Mutter hatte sich bereit erklärt, das Gemüse für uns zu kochen.

Wir kommen nun müde und hungrig vom Sportplatz, unserer Waldwiese, und alles rennt zur Küche.

Ist's schon so weit?

Ja, gottlob!

Nur noch die Kartoffeln abgießen. Plötzlich ein allgemeines Wehgeschrei. Christel hat beim Abgießen den Deckel nicht fest genug gehalten, und die schönen Kartoffeln sind alle in den Sand gefallen. So müssen wir unseren Magen für eine weitere Stunde an die Wand hängen, bis eine neue Portion Kartoffeln geschält und gekocht ist.

Aber das macht uns nichts aus, es wird dabei viel gelacht, und Christel muß sich tüchtig ihrer Haut wehren.

*

Einen ziemlichen Schrecken bekam ich eines Tages, als man mir mit großem Geschrei mitteilt, Lilli, eines der Jungmädel, hätte fürchterliche Blinddarmschmerzen.

„Ja, Hilde, sie hat noch einen fabelhaften Hochsprung gemacht, ist aber hingefallen, und nun schreit sie."

Als ich hinzukomme, liegt Lilli ausgestreckt im kühlen Schatten, Tränen in den angsterfüllten Augen.

„Nun muß ich ins Krankenhaus! Oh, mein Blinddarm!"

Nichts ist schlimmer als das Krankenhaus. Ich frage, ob sie mit dem Blinddarm schon einmal etwas zu tun gehabt hätte. Nein. Woher sie denn wisse, daß es der Blinddarm sei?

„Ja, ganz gewiß!"

„Wie steht's mit der Verdauung?"

„In Ordnung."

„Nun zeig mal her." Ich taste ihr den Bauch ab.

„Wo tut's denn weh? Hier? Hier?"

„Nein!"

„Na, wo denn?"

Da dreht sie sich ächzend auf die andere Seite um und deutet auf ihre unaussprechliche Rückenverlängerung: „Hier doch!"

Ein Heiterkeitsausbruch sondergleichen erlöst uns von der ausgestandenen Angst. Nichts weiter als eine trockene Brombeerranke, die sich mit einem dicken Stachel festgesetzt hat, ist das Unglück. Ein wenig Jod, und der Schaden ist geheilt.

Nein — noch nicht ganz, denn erst machen wir zur Vermeidung weiterer „schwerer Krankheitsfälle" eine oder zwei Anatomiestunden. Daß Lilli von nun an „der Blinddarm" heißt, darüber ärgert sie sich nur drei Tage lang. Dann ist die kleine Wunde und auch der Ärger wieder vergessen.

*

Es ist wunderschön im Wald!

Wache ich da eines Morgens auf, knöpfe ein wenig das Zelt auf und will nach dem Wetter schauen; und was sehe ich?

Auf den beiden anderen Zelten sitzt je ein lustiger bunter Fink, und die beiden schmettern ein herrliches Lied in den Morgen, und nach jeder schallenden Strophe fällt der Chor des ganzen Waldes ein.

Es ist noch vor der Zeit, aber ich wecke leise die Mädel unseres Zeltes, um ihnen das reizende Schauspiel zu zeigen.

Ein andermal ist es ein Eichhörnchen, das ganz putzig auf den Hinterpfötchen balanciert.

Es ist wunderschön im Wald!

*

Viel zu schnell vergehen die zehn Tage.

Der letzte Tag unseres Zeltlagers erhält durch den Besuch

eines der führenden Männer der Bewegung ein besonderes Gewicht. Wir hatten ihn keinesfalls erwartet, aber ich brauche mich meines Freizeitlagers nicht zu schämen.

Ordnung und Disziplin herrschen im Lager, und die Jungmädel sind, obwohl ihnen der Mensch fremd ist, so aufgeschlossen wie einem Freunde gegenüber, erzählen ihm all die wundersamen und lustigen Lagerbegebenheiten, die sie sich gewiß schon für daheim, für Vater und Mutter, zurechtgelegt haben.

Als wir dann gemeinsam unter der Fahne stehen und der Mann ernste Worte an die Mädel richtet, von Kampf und Sieg, von Glauben und Treue, gerade so, als spräche er zu seinen Mitkämpfern, und die Augen der Mädel volles Verstehen aussprechen, da weiß ich, daß unser Lager den richtigen Abschluß gefunden hat.

*

Für mich selbst wächst der Tag noch zu großer Bedeutung. Ich werde mit der Organisation und der Führung der Mädelarbeit für das ganze Gebiet beauftragt.

„Du mußt wissen", sagt mir der Parteigenosse, „es wird nicht leicht sein, und äußerlich stehst du weiterhin so allein wie bisher. Daß wir dich aber nicht im Stich lassen werden, wenn es hart kommt, das sollst du wissen."

Oh, und wie hat mir gerade das gefehlt, dieses Bewußtsein: da sind andere, die deiner Arbeit vertrauen, die ebenso die Notwendigkeit einer Erfassung aller jungen deutschen Mädel anstreben, und denen du für deine Arbeit Rechenschaft ablegen darfst.

Nicht, daß ich die Verantwortung mit anderen teilen kann, nein, sie ist in diesem Augenblick noch größer, und die Arbeit

ist noch gefährlicher geworden; denn die Bewegung hat als politische Partei vor Staat und Gesetz nur das Recht, volljährige Mitglieder zu führen. Viele Eingaben bei den Behörden um die Genehmigung einer Jugendorganisation für das ganze Land sind unberücksichtigt geblieben. Wenn nun die Bewegung trotz dieses Verbotes Verbindungen mit bestehenden Jugendorganisationen aufnimmt, dann setzt sie sich der Gefahr aus, vollkommen aufgelöst zu werden.

Meine Aufgabe ist es, in den weit verstreuten Siedlungen, Städten und Sprachinseln die Mädel aufzurütteln, sie in Ortsvereinen zusammenzuschließen und ihnen die Ausrichtung zu geben, die sie zur Bewegung führt. Kurz, eine Betätigung, die als Geheimbündelei zu betrachten ist, was nach unserem Gesetz dem Staatsverrat gleichkommt. Die Verantwortung kann immer nur ich selbst tragen, da auf keinen Fall die Bewegung damit belastet werden darf. Und die Bewegung geht vor.

Meine Entscheidung steht fest. Ich übernehme die Arbeit und auch die Alleinverantwortung. Es heißt nun, sich noch mehr einzusetzen, noch intensiver zu arbeiten als bisher.

Es ist klar, daß für die Jungmädel eine andere Führerin gefunden werden muß, da ich nun nicht mehr so oft bei ihnen sein kann.

5.

Tage in Arbeit und Freude

Ich habe nun ein Gebiet zu bearbeiten, in welchem auf mehr als 125 000 Quadratkilometer etwa 500 000 deutsche

Menschen in Sprachinseln mehr oder weniger zusammengeschlossen wohnen.

In der nächsten Umgebung unserer Großstadt hatten wir schon durch unsere Fahrten eine ganz rege Verbindung mit Land- und Kleinstadtmädeln geschaffen, auch schon ein paar behördlich genehmigte Ortsvereine auf die Beine gestellt. Jetzt aber muß das alles viel ernster angefaßt, die Arbeit in den neuen Gruppen verstärkt und wiederum an vielen Orten neue Mädelgruppen geschaffen werden. Es wird Arbeit geben!

Doch zunächst muß ich einen ganzen Stamm von Mitarbeiterinnen heranschulen. Nur die Zuverlässigsten und Besten kommen dafür in Frage, denn die kleinste Unvorsichtigkeit kann uns verraten.

Es ist schwer, die Mädel zusammenzubekommen. Die einen sind durch ihren Beruf so stark in Anspruch genommen, daß sie nur durch äußerste Opfer die Zeit aufbringen, bei anderen bildet das Nichtmitmachenwollen der Eltern ein großes Hindernis, und einigen fehlen noch Reife, Ernst und Umsicht.

Schließlich aber habe ich doch vierzehn Mädel zu einem Schulungslager in unserem Landheim beisammen.

Wie stolz das klingt: unser Landheim!

Es hat auch eine eigene Geschichte. Ein Parteigenosse einer benachbarten Kleinstadt hat mit noch vielen anderen der deutschen Jugendorganisation einen ganzen Morgen Land gekauft. Durch Sammlungen und Verkauf von Werkarbeiten wurde das notwendige Baumaterial zusammengebracht. Es hat lange, lange gedauert.

Dann haben die Jungen unter Anleitung eines Parteigenossen, der Baumeister ist, das kleine Häuschen aufgebaut, das uns nun schon so oft beherbergt hat. Sechs Meter Länge und vier Meter Breite sind die Außenmaße unseres Land-

heimes. Zu ebener Erde liegt der einzige Raum dieses Hauses. Er dient als Küche und Wohnraum. In der Decke dieses Raumes ist ein Loch offengelassen. Dort hinauf führt eine Leiter zu unserem „Schlafraum": sieben Strohsäcke dicht nebeneinandergedrängt unter dem schräg abfallenden Dach — unsere Schlafstätte.

Die Fama berichtet, daß hier schon einmal fünfzig Jungen geschlafen haben sollen. Wenn wir auch die Hälfte davon auf Kosten der „wahrheitsgetreuen Berichterstattung" der Jungen abziehen, so ist das immer noch eine Leistung, denn wir fünfzehn Mädel haben Not, uns dort oben einzurichten.

Es ist wie ein Wunder, daß dieses Landheim bisher unentdeckt, d. h. von polizeilichen Besuchen verschont geblieben ist, wo es doch schon drei Jahre hindurch Sommer und Winter immer wieder die deutsche Jugend beherbergt. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß das kleine deutsche Dorf als winzige Sprachinsel in dieser Gegend mit kaum vierzig deutschen Menschen von der Geheimpolizei für so unwichtig gehalten wird, daß sie den weiten Weg meidet.

Man hat in der Schule des Nachbardorfes, wohin auch die deutschen Kinder dieses Dorfes gehen müssen, keinen deutschen Lehrer, und dies bedeutet für die Herren eine genügende Garantie.

Jedoch, Vorsicht ist die Mutter der Vernunft, und so hat bei Beginn des Lagers jedes Mädel einen Brief in der Hand, wonach sie zu diesem oder jenem Bauern eingeladen oder zur Erntehilfe gedungen ist.

Und nun sind wir da, haben unheimlich viel Gepäck, denn außer allem Notwendigen und dem Proviant hat noch jede bei Verwandten und Bekannten illustrierte Zeitungen und Zeitschriften der letzten vier Monate gesammelt, womit man

den Menschen in diesem gottverlassenen Winkel große Freude bereiten kann.

Wir müssen zunächst das ganze Haus von innen und außen scheuern. Im kleinen Küchengärtchen muß gejätet und gegossen werden, damit unsere Zwiebeln, Mohrrüben, Sellerie und die Petersilie noch ein wenig wachsen können. Vorderhand hat das alles keine „Luft".

Gleich am ersten Abend gehen wir ins Dorf, plaudern in diesem und jenem strohgedeckten Häuschen ein wenig mit seinen Bewohnern, verteilen unsere Zeitungen, streicheln ein paar flachshaarige Kinderköpfchen und marschieren zum Schluß vom letzten Hause wieder singend durchs Dorf zurück zu unserem Heim.

Vom nächsten Tage an wird schon fleißig gearbeitet. Die Mädel müssen in diesem Schulungsgang alle Kräfte und den ganzen Willen zusammennehmen, um alles das schaffen zu können, was wir uns vorgenommen haben. Jede von ihnen muß den bevorstehenden Aufgaben gewachsen sein. So ist ein ganzer Berg Arbeit zu bewältigen.

Wohl stehen im Mittelpunkt der gesamten Schulung die weltanschaulichen Fragen, doch müssen Gebiete, wie die deutsche Geschichte, Literatur, Geographie, Heilkunde und unser Sport, soziale Arbeit, das Wissen um die Gesetze unseres Landes, Organisationsfragen und noch vieles andere nicht nur gestreift, sondern gründlich, sehr gründlich durchgearbeitet werden. Hinzu kommt noch all das Können in Basteln, Kochen, Heimabend- und Fahrtengestaltung, das unbedingt zur Ausrüstung einer Mädelführerin gehört.

Als ich mir den Schulungsplan aufgestellt hatte, war ich über die Menge der verschiedenen Punkte und Fragen erschrocken. Ich versuchte, dies und jenes zu streichen. Ver-

gebens, denn ein Gebiet war immer wichtiger und notwendiger als das andere.

Es ist nichts zu machen, wir müssen diese Unmengen Stoff in kaum 25 Tagen bezwingen.

Ich habe mich in den Mädeln auch nicht getäuscht. Sie halten tapfer durch, und wir schaffen's doch. Ja, sie zwingen sogar noch mehr.

Wir werden zur Arbeit im Dorf herangezogen. Eines Tages kommt ein Bauer zu mir und fragt, ob nicht zwei, drei Mädel beim Hafereinfahren helfen könnten. Das Heu sei ihm schon verregnet, und nun hätte es seine Schwiegermutter schon wieder so in den Knochen, das ginge auf Regen, ja und ob wir denn nicht helfen wollten...

Das ganze Dorf war beim Hafereinfahren. Ich verteilte die Mädel auf die verschiedenen Höfe, und so kam es, daß wir die ganze Zeit über täglich einige Stunden beim Bauern arbeiteten, allerdings auf Kosten unserer Freizeit.

Wenn wir uns müde nach aller Arbeit im Lager zu unseren Liedern zusammenfanden, dann kamen, das war schon am zweiten Abend so, einige Burschen und Mädel aus dem Dorf, setzten sich zu uns und sangen, was sie gerade konnten, auch mit. Es wurden von Tag zu Tag mehr, ja sogar die Alten kamen dazu, und so gestalteten sich unsere Feierabende zu wahren Gemeinschaftsabenden zwischen Stadt und Land.

Die Bauern lernten unsere Lieder und beschenkten uns hin und wieder auch mit einem der ihren, irgendeinem alten, überlieferten Liede. Anfangs waren die Scherzlieder sehr beliebt. Nach und nach verlangten sie immer wieder die „strengen" Lieder. Sie meinten damit die Lieder der neuen Zeit mit ihrem straffen Rhythmus.

Aber nicht nur die Lieder waren es, die unsere Abende füllten, nein, wir mußten auch alles erzählen, was wir nur vom neuen Deutschen Reiche wußten. Meistens fing es damit an, daß einer fragte:

„Ist das wahr? Die anderen erzählen, daß …"

Und dann kam eines jener bösen Lügenmärchen über das Deutsche Reich, die die internationale Presse so gern erdenkt, und die mit ihrem Gift sogar bis hierher in dieses kleine Dorf eingedrungen sind.

Wie gern erzählten wir dann, wie es wirklich ist! Alles, was wir nur von unserem geliebten Deutschland wissen, vom Führer, seinem Kampf um das Reich, vom Sieg und Wiederaufstieg. Wir erklärten ihnen die Bilder aus den Zeitungen, lehrten die Burschen und Mädel die neuen Lieder und waren nicht mehr hie Bürger, da Bauern, sondern Kameraden.

So vergingen die Tage in Arbeit und Freude.

*

Bald wissen auch unsere Bauern um unser Streben und lernen mit uns die Größe der Zeit verstehen.

Wir sind überglücklich, als gegen Ende unseres Lagers in diesem Dorf eine Ortsgruppe der Partei gegründet werden kann. Ein Parteigenosse von der Kreisleitung kommt eigens dazu her. Wir Mädel verschönern die Feier durch unsere Lieder. Ernste Worte werden gesprochen und verstanden und in gläubig bereiten Herzen aufgenommen.

Ein Achtundsiebzigjähriger will auch Parteigenosse werden.

„Na, Vater", sagt sein Sohn, „du bleib mal ruhig hinter deinem Ofen!"

„Nein, wenn alle so reden wollten … haben wir doch eben

gesungen: keiner darf müßig am Wege stehen, müssen alle mit."

Er sagt es mit einem solchen Ernst und mit einer Festigkeit, die keinen Spott und keine Widerrede duldet.

*

Einen Nachteil hat die Gründung der neuen Ortsgruppe allerdings doch: Am Tage nach der formellen Anmeldung bei den Behörden kommen „einige Herren" in das kleine Schwabendorf.

Wir haben Glück, denn wir sind zu dieser Zeit alle auf den Höfen zur Arbeit. Wenn man uns mitten in einer Schulungsstunde überrascht hätte, wäre es schlimm geworden.

Ich gehe gerade mit einem Melkkübel über meinen Bauernhof, als zwei Herren erscheinen.

Also doch — ich bin im Bilde.

Wo der Bauer sei, herrschen sie mich an. Ich spreche unsere Landessprache fließend und bedeute ihnen darin, sie sollten zunächst auf andere Art und Weise sprechen, sonst würde der Bauer sie vom Hof jagen.

Ich werde von oben bis unten gemustert, schließlich, nach einigem Hin und Her, legen sie mir ein amtlich beglaubigtes Schreiben vor, wonach sie beide beauftragt seien, Vernehmungen durchzuführen. Sie sind mit sämtlichen Vollmachten ausgestattet.

„Ach so", sage ich, „dann muß ich wohl den Bauern rufen!" und habe große Sorge, wie der die Sache wohl aufnehmen wird.

Doch da kommt er auch schon gemütlich angeschlorrt. Die Pfeife hängt ihm im linken Mundwinkel, sie ist wie immer

ohne Feuer. Er nimmt die Mütze ab. Die Beamten grüßen, aber der Bauer fährt sich nur mit der Hand durchs Haar und setzt die Mütze wieder auf.

Ich bin beruhigt, der hat keine Angst.

Was das hier im Dorf für eine Versammlung gewesen sei, fragt der eine, ein kleiner, feister, glatzköpfiger Herr mit einer Hakennase.

„Das ham mr Ihne ja geschriewe, van'n Anfang bis z'End", ist die Antwort des Bauern.

Der kleine, dicke Herr ist empört. Er gerät in Erregung.

„Wenn Se lang z'rede ham, woll'n mer lieber neigehn." Der Bauer geht voran.

In der kühlen, verdunkelten Stube geht es dann weiter. Mit verfänglichen Fragen versuchen die beiden, irgendwelche gesetzwidrige Ordnung der Gründungsversammlung festzustellen. Vergeblich.

Ich habe wohl ein wenig zu sachverständig mitgeredet, um als Magd gelten zu können. Jedenfalls fragt wieder der kleine, dicke Herr den Bauern, wer ich eigentlich sei.

Ich nenne meinen Namen.

Der Beamte stutzt, sieht mich an, und fängt dann in einem Aktenbündel eifrig an zu blättern.

„Aha!" ruft er und erschrickt wohl selbst über seine unvorsichtigerweise geäußerte Freude über die Feststellung.

Daß mich die Berufsgenossen dieser Herren in meinem Heimatort kennen, weiß ich. Daß ich aber die Ehre habe, in den Akten auch dieser Herren zu leben, ist mir neu, und ich weiß es zu schätzen.

Sie wissen anscheinend noch mehr über mich, weiß der Kuckuck! Wieviel ich von meinen Mädeln hier hätte, fragen sie mich.

„Bedaure", sage ich frech und frei, „ich bin noch nicht verheiratet, habe auch keine Töchter!"

Ich sollte nicht so tun, ich wüßte ganz genau, was sie meinten, „also sagen Sie, wie viele Kameradinnen haben Sie hier?"

Ich erzähle, um vorzubeugen, daß ich mich mit den Bauerntöchtern „angefreundet" habe, daß wir fast jeden Abend miteinander singen und auch manchmal mit den Burschen tanzen.

Ob ich denn die Mädel, die aus den verschiedenen Orten hier bei den Bauern seien, nicht kenne.

Ich bejahe die zu kennen, die aus meinem Heimatort sind. Sie glauben es mir, stellen noch ein paar Fragen, aber bald verlieren sie den Boden unter den Füßen und werden nervös.

Das ist ein gutes Zeichen!

Sie haben absolut nichts feststellen können und ärgern sich.

Jetzt wird es sogar heiter. Der eine der Herren, nicht der Dicke, verlegt sich aufs Schimpfen: nur ich hätte hier die Propaganda für die deutsche Partei gemacht und die Bauern aufgehetzt.

Lieber Mann, denke ich, du bringst's in deinem ganzen Leben zu nichts! So arbeitet kein guter „Geheimer", und laut sage ich: „Wenn ich etwas Unerlaubtes getan habe, so verhaften Sie mich doch, aber ergehen Sie sich bitte einer Dame gegenüber nicht in wüsten Schimpfereien, sonst fühle ich mich gezwungen, ein Protokoll aufnehmen zu lassen!"

Ich fühle mich ganz sicher, und der aufgeregte Herr, der vielleicht heute um seinen Mittagsschlaf gekommen ist, muß sich wegen der paar Flüche entschuldigen.

Ich „rausche beleidigt", ganz Dame, aus der Stube, barfuß, mit Kopftuch und großer Schürze angetan...

Wir gehen auf die Dörfer

Eines Tages treffe ich Lotte. Lotte ist Spulerin in einer deutschen Fabrik. Sie ist sonst ein lustiges Ding, aber heute erscheint sie mir sonderbar niedergedrückt.

„Was ist denn los?"

„Ich bin aus der Arbeit geflogen."

„Warum denn?"

„Ach, Hilde, das ist eine lange Geschichte! Und traurig, denn sieh, ich muß meine Mutter ernähren. Meine ältere Schwester hat erst unlängst geheiratet, und da sieht es auch nicht gerade rosig aus. Ihr Mann ist auch nur ein einfacher Arbeiter, verdient wenig..."

„Und dein Vater?"

„Ist im Weltkriege gefallen."

„Hast du keine Brüder?"

„Ja, ich hatte einen Bruder, der für die Mutter sorgte, aber den haben wir in der vergangenen Woche zu Grabe getragen."

„Schwindsucht?"

„Ja."

Die Frage war überflüssig, denn ich brauche Lotte nur anzusehen: schmalbrüstig mit seltsam rotfleckigen Wangen.

„Was willst du nun tun?"

„Ich weiß nicht recht..." Ihre Augen irren leer über die Straße.

„Ich war schon in einigen Fabriken, aber nirgends will man mich annehmen."

„Warst du schon auf dem Arbeitsamt?"

„Ja, aber dort hat man mir gesagt, man müßte erst für die eigenen Leute sorgen, und ganz zuletzt kämen die „deutschen Hunde" an die Reihe. Die sollten doch ihren Hitler um Hilfe bitten."

„Wie kam denn das überhaupt, daß man dich entließ? Du hast doch in einer deutschen Firma gearbeitet."

„Ja, sieh mal, Hilde, der Chef selbst hätte mich schon behalten, aber ich gehöre nicht der kommunistischen Gewerkschaft an, das kann ich als Deutsche doch nicht. Da haben unsere Arbeiter dem Chef gedroht, sie wollten alle in Streik treten, falls er mich nicht entließe. Nun haben wir aber dringende Aufträge, und ein Tag Streik allein würde alles über den Haufen werfen, hat mir der Chef erklärt. Er glaubt ja, daß er mich zum Frühjahr wieder einstellen kann, aber bis dahin ist es noch sehr lange..."

Ich denke angestrengt nach, wie ich dem Mädel helfen könnte. Aber solche Fälle geschehen so oft, daß schon alle Möglichkeiten erschöpft sind. Was soll ich nur tun?

Ich gehe mit Lotte nach Hause. Wir steigen die engen, stockdunklen Stiegen einer Mietskaserne hinauf, tasten uns im vierten Stockwerk an zugigen Bodenfenstern vorbei, und dann stehen wir in der kleinen Wohnung.

Wohnung? Das ist zuviel gesagt!

Der ganze Raum umfaßt wohl kaum acht Quadratmeter, die Decke fällt von der niedrigen Tür schräg mit dem Dach ab zum Fenster hin, das vom Fußboden etwa nur bis Kniehöhe reicht, und dort hinten aus der Ecke kommt die Stimme der Mutter:

„Hast du Arbeit gefunden?"

„Nein, Mutter."

Lotte hat mich bei der Hand gefaßt, und wir müssen uns tüchtig bücken, um an das Lager der Mutter zu gelangen.

Sie ist nicht krank, aber sie meint, wenn sie im Bett liegt, braucht sie weniger zu essen und hat es außerdem noch warm.

„Wenn du nur unterkommst, Lotte. Ich kann ja zur Grete ziehen, dann fällt auch die Wohnungsmiete weg; ich habe noch einen halben Zentner Kartoffeln, das reicht für eine Weile. Und du, Lotte, kannst mir doch auch noch etwas Geld geben."

Ich sehe es Lottes Gesicht an, daß sie sagen will: ich habe keins. Schnell drücke ich ihr mein Geldtäschchen in die Hand. Das Geld darin gehört zwar nicht mir — ich habe es für eine bevorstehende Reise, die mich mit noch zwei Mädeln in ein 120 Kilometer von unserer Stadt entfernt liegendes Dorf zu unseren Bauern führen soll, besorgt. Wir können ja schließlich auch mit Rädern fahren.

Und nun habe ich eine Idee: Lotte muß mit! Wir wollen drei Wochen dort bleiben, denn es ist ein gottverlassenes Dorf, dem seit unserem letzten Lager im Sommer des vorigen Jahres nichts geboten worden ist.

Vielleicht besteht auch die Möglichkeit, daß ich Lotte unterwegs irgendwo unterbringen kann, oder sie bleibt bei unseren Bauern und hilft dort. Wenn unsere Bauern auch sehr arm sind, auf einen Menschen mehr oder weniger kommt es bei den großen Kartoffeltöpfen nicht an.

Auch Lottes Mutter ist über diese Lösung erfreut; sie glaubt, ein wenig Landluft könnte ihrem Kinde helfen.

„Also, übermorgen wird es wohl losgehen. Daß du dich bereit hältst, Lotte!"

„Ja", sagt sie, und ihre Augen strahlen.

Drunten auf der Straße im Novemberwind kommen mir

allerhand Gedanken und Bedenken in den Kopf. Lotte ist lungenkrank, das steht fest. Ob ich noch einmal, bevor wir uns auf die anstrengende Radfahrt begeben, mit ihr zur Ärztin gehe?

Wir haben da in der Partei eine Ärztin, die uns ab und zu unsere schwierigsten Fälle behandelt, natürlich kostenlos. Eine wundervolle Frau. Aber diesmal unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie Lotte die Fahrt verbieten wird. Kann ich da die Verantwortung übernehmen? Eine ordentliche Erkältung genügt, um Lotte ernstlich aufs Krankenlager zu werfen. Ich bin schon am nächsten Telefon, denn eben fällt mir ein, daß die Ärztin Lotte ja schon einmal untersucht hat und über all ihre Patienten eine eingehende Kartothek führt. Also wird sie auch Lottes Fall haben.

„Ja, Moment mal. Lotte Schneider? Hier habe ich die Karte, ja, lungenschwach. Eine Radtour, jetzt, meinen Sie. Ja, sind Sie denn verrückt? Wozu denn eigentlich?"

Ich erkläre der Ärztin nun Lottes Lage, und wie ich mir gedacht hatte, Lotte aufs Land zu bringen und ihr dort vielleicht zu einer bezahlten Arbeit verhelfen zu können.

„Ja, warten Sie mal", kommt es jetzt vom anderen Ende der Strippe. „Vielleicht könnte ich diese Lotte bei mir im Haushalt brau..."

Nun muß ich aber doch lachen, so wenig es mir auch danach ist. Die gute Frau! Hat eine ganz kleine Praxis, verdient so wenig, daß es kaum zum Aufstrich aufs Brot reicht, hat sich schon in ihrem Bekanntenkreise wunderbar unbeliebt gemacht, indem sie dieser oder jener Dame wieder einen neuen Hausgeist zuzuschieben versuchte, der selbstverständlich aus unseren Reihen kam, in Gestalt eines mehr oder minder ge-

sunden Mädels, das wieder einmal arbeitslos ist, wie fast alle deutschen Mädel in unserer Stadt.

Diese gute Frau, die sich schon so manche Bequemlichkeit versagte, um anderen helfen zu können, die zum Beispiel im Augenblick zwei unserer arbeitslosen Mädel in ihrer Küche beschäftigt und bezahlt, will nun auch Lotte...

„Nein", sage ich, „so war es diesmal nicht gemeint. Aber sagen Sie mir doch bitte, Frau Doktor, wenn wir ganz vorsichtig mit Lotte umgehen, wenn wir sie in gute Wollwäsche stecken, schön langsam fahren und sie recht oft ausruhen lassen, dann muß es doch gehen?"

Nach langem Für und Wider, nachdem ich erst versprechen mußte, allen Anweisungen der Ärztin strengstens nachzugehen, gibt sie schweren Herzens ihre Einwilligung.

Es ist doch nicht so einfach — geht es mir immer wieder durch den Kopf, als ich am nächsten Tage auf der Suche nach ordentlichen Rädern bin —, Lotte ist schwächlich, wir haben zwar erst den November begonnen, und mit Schnee hoffen wir auch noch nichts zu tun zu bekommen, aber was bleibt uns denn sonst übrig?

Endlich ist es so weit. Vier blanke Räder, vier blanke Augenpaare und dazu ein klarer Sonnentag, warum sollten wir da traurigen Gedanken nachhängen!

„Nur nichts berufen", ist ein altes Sprichwort unserer Bauern und hat etwa denselben Sinn wie das altbekannte: „Male den Teufel nicht an die Wand, sonst kommt er!"

Wir haben selbst schon oft genug die Erfahrung gemacht, daß Dinge, die wir mit frohem Mut begannen, selten mißlangen, während eine Sache, die von vornherein mit einer sauren Miene oder mit mehr oder minder großem Pessimismus in Angriff genommen wurde, auf jeden Fall danebenging.

Wir haben die große Reise auf Anraten der Ärztin in drei Etappen zerlegt, das heißt, wir dürfen täglich nicht mehr als 40 Kilometer fahren, und dies immer nur in der Zeit von 10 Uhr vormittags bis spätestens 16 Uhr nachmittags.

Wir können dadurch die wärmste Zeit des Tages für unsere Lotte ausnützen. Sie weiß nicht, daß alle unsere Sorgen ihr gelten. Gerda und Traute, die anderen beiden Mädel, waren natürlich zuerst enttäuscht, als es hieß, die „lumpigen" 120 Kilometer werden auf drei Tage gelegt.

Ich mußte ihnen den Grund dieses „Bummelns" deutlich auseinandersetzen. Dann aber waren sie doch so weit, daß sie sich freuten, Lotte am Ende recht gut durch die Gefährnisse dieser Reise hindurchzubringen.

So ist das immer mit unseren Mädeln: wenn ihnen eine Sache nicht gefällt oder ihnen irgendwie unangenehm erscheint, werden sie diese so lange drehen und wenden, bis sie an ihr einen Punkt gefunden haben, der einigermaßen „annehmbar" erscheint, und schon hat die ganze Angelegenheit ein anderes Gesicht. Fürwahr — eine Lebenskunst, die sich mancher von uns abgucken könnte!

Gegen Mittag unseres ersten Reisetages rasten wir an der Chaussee in der kleinen Bude eines Straßenarbeiters. Wir sprechen ihn auf polnisch an und fragen, ob wir in seiner Bude ein wenig sitzen dürften, um zu essen.

„Aber ja", sagt er, „ihr seid doch sicher Deutsche, und mit den Deutschen muß man jetzt gut umgehen, denn die werden unter Hitler immer mächtiger."

Wir können den Mund kaum schließen vor lauter Staunen. Sitzen da in unserer Regierung furchtbar kluge Herren, und hier scheint ein einfacher Straßenarbeiter einen politisch

viel besser geschulten Blick zu haben als all die hohen Herren zusammen.

Als wir uns später verabschiedeten und er sich vor seinem Steinhaufen sitzend mit der ganzen Kraft seiner 65 Jahre mühte, die Steine klein zu kriegen, sagt er uns Worte, die er wohl kaum vor seinen Volksgenossen hätte wiederholen dürfen, ohne irgendwelche böse Folgen zu spüren:

„Sagt nur euerm Hitler, er möge uns Arbeiter hier bald erlösen!"

Und auf unsere erstaunte Frage, wie er denn das meine, antwortet er:

„Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich jetzt zur Polizei laufe und euch meine Worte in den Mund lege. Ich weiß, es gibt viele Schweinehunde unter den Unsrigen, aber darüber sind sie sich alle im klaren, daß es nirgendwo in der Welt den Arbeitern so gut geht wie in Deutschland. Denn Hitler sorgt für den Arbeiter wie ein Vater für seine Kinder."

Es tut gut, unter den Fremden auch einmal einen Menschen zu wissen, der die Verhältnisse klar sieht und den man als einen Freund Deutschlands ansehen kann. Um so mehr, als gerade in unserem Staate die jüdische, antideutsche Propaganda wahre Siegeszüge feiert.

*

Am Abend sind wir dann in einem deutschen Dorf, das wir schon zu Hause bei der Berechnung unserer Tagesziele ins Auge gefaßt haben. Wir haben bei einer Bäuerin Unterkunft gefunden, die uns anfangs nicht sehr freundlich aufnehmen wollte, die aber später, als sie sah, daß wir gern eine Arbeit mit anfaßten, doch Vertrauen zu uns bekam, und uns sogar am Abend noch viel aus ihrem Leben erzählte, was

wohl nur derjenige zu würdigen weiß, der wirklich Bauern in ihrer Wortkargheit kennt.

In dem einzigen Raum ihrer kleinen Lehmhütte, der Küche und Wohnraum zugleich bedeutet, steht wie in den übrigen ganz alten Bauernhäusern des Dorfes in der Mitte der Herd. Eine richtige offene Feuerstelle ist es, von der der Rauch nach oben in den Schacht abzieht, der von der Decke in Form einer offenen Pyramide herabhängt, und der Rauchfang genannt wird.

Um diese Pyramide herum läuft ein Brett, auf dem das alte, zum Teil noch echte, Bauerngeschirr steht. Ein paar nach alter Vätersitte buntbemalte Teller lösen unser Entzücken aus, was die Frau allerdings sehr wundert. Ihrer Meinung nach müßten uns eigentlich die neuen kubistisch bunt verkleckſten Teller und Tassen aus der Stadt besser gefallen. Die alten Sachen fordern von ihr nur noch Ehrfurcht, weil damit schon der Urgroßvater umgegangen ist, und deshalb können sie nicht ganz hinter dem blinkenden neuen Zeug zurücktreten.

Am Abend liegt dann unsere Lotte in einem warmen, blaugewürfelten Federbett. Die kleine Grete, das fünfjährige Töchterchen der Bäuerin, hat sich gut mit ihr angefreundet und bittet immer wieder: „Erzähl mir noch einmal das Märchen vom Lotkäppchen!" — Selbstverständlich meint sie Rotkäppchen.

Für uns hat die Bäuerin vor Lottes Bett je eine Garbe Stroh gelegt, und wir schlafen darauf fest in unsere Decken gewickelt.

Am nächsten Morgen werden wir schon frühzeitig durch das Klappern des Webstuhles geweckt. Ich schaue auf die Uhr, es ist erst drei Uhr morgens. Die Kinder schlafen ruhig weiter, und meine drei Kameradinnen haben sich auch auf die

andere Seite gedreht. Ich kann nun doch nicht mehr schlafen, so stehe ich denn auf, vielleicht kann ich der Bäuerin helfen.

Auf dem Webstuhl wird ein unmöglicher Stoff hergestellt, eine Kunstseide, bei der die Fäden dermaßen schwach sind, daß man sie nur durch öfteres Besprengen mit Leim zusammenhalten kann. Das erschwert die Arbeit außerordentlich. Aber der Jude fragt nicht danach. Er gibt der Bäuerin das Garn, und sie muß sich damit abplagen.

Ehe sie die 40 Meter eines jeden Stückes gewebt hat, vergehen oft Tage, denn dies ist ja nicht ihre einzige Arbeit. Der Hof, das Haus, die Kinder, das wenige Vieh, alles muß versorgt werden, und bei dem schlechten Material, das ihr der Jude für die Webarbeit gibt, muß sie 60 Stunden an einem Stück weben, wofür sie einen Lohn bekommt, der, in deutsches Geld umgerechnet, einen Wert von etwa 4 Mark hat. Der ganze Kleinhandel liegt in jüdischen Händen, überall müssen unsere Bauern für solch ein Spottgeld die Heimarbeit tun sind dabei noch jeder Willkür der Juden ausgesetzt.

Die Bemühungen deutscher Kreise, die Lohnweberei in die Hände zu bekommen, scheiterten an den Schwierigkeiten, die ihnen seitens der Regierung gemacht wurden.

*

Der nächste Tag hat uns planmäßig etwa 40 Kilometer weiter gebracht, und wir können wieder in einem deutschen Dorfe übernachten. Lotte hat sich tapfer gehalten, und die anderen beiden Mädel, die schrecklich gern einmal unterwegs so in einem richtigen Tempo losgelegt hätten, haben sich beherrscht. Ja, es geschah oft, daß eine von den beiden schauspielerte, indem sie zurückblieb und zu jammern anfing, wir

führen alle zu schnell. So kamen wir keinesfalls müde in dies Dorf.

Lotte erhielt wieder ihr warmes Bett, und so waren wir aller Sorgen ledig. An diesem Abend aber saßen wir noch lange auf, denn die Bauern kannten uns schon von anderen Fahrten her und wollten nicht nur so allerhand erzählt haben, sondern wir mußten auch mit ihnen singen, mit der Dorfjugend, die sich zu Scharen in dem kleinen Bauernhaus angesammelt hatte, mußten wir Spiele machen, den Kleinsten Märchen erzählen und mit den Alten über die neuesten politischen Ereignisse in der Welt sprechen, so daß wir Zeit und Stunde vergaßen.

Das Schönste aber war, daß eine Bäuerin, die eine große Wirtschaft besaß und ihre Arbeit nicht mehr allein schaffen konnte, nachdem sie eine der fremden Mägde bestohlen hatte und davongelaufen war, uns bat, ihr ein Mädchen zu verschaffen.

Darauf hatte ich nur gewartet. „Ja", sagte ich, „ich wüßte schon ein Mädel."

Ich habe der Bäuerin dann Lottes Gesundheitszustand geschildert, und sie hat ein Einsehen; sie will Lotte ins Haus nehmen und sie auch nach Möglichkeit schonen.

Wie hat unsere Lotte sich da gefreut!

*

Am nächsten Tage fahren wir zu dritt weiter. Lotte hat gleich ihre neue Dienststelle angetreten, und so haben wir sie zurücklassen und versprechen müssen, auf dem Heimwege bei ihr vorbeizukommen. Die freundliche Bäuerin hat uns eingeladen, wir dürfen dann bei ihr schlafen und essen.

Es fiel Lotte nicht ganz leicht, sich von uns zu trennen, aber beim Abschied sagt sie leise zu mir:

„Du, die Bäuerin hat gesagt, daß sie mir schon in zwei Wochen etwas von meinem Lohn geben wird. Ich bin ja so froh darüber, du glaubst es gar nicht, dann kann ich doch meiner Mutter etwas schicken."

*

Nun haben wir unsere letzte Etappe angetreten und sollen nach etwa 40 Kilometer am Ziel sein. Gerda legt gleich ganz ordentlich los. Sie meint, nun können wir ja auch einmal schnell fahren, aber nach dem zwanzigsten Kilometer ist sie diejenige, die nach einer Rast verlangt.

Unsere Gedanken kreisen nun nur noch um eins. Wie wird unsere Arbeit in den nun folgenden drei Wochen sich gestalten? Im August des vergangenen Jahres waren wir zuletzt in diesem „Winkeldorf", wie es die Jungen immer nennen.

Seit dieser Zeit ist dem Dorf außer ein paar Zeitungen und Büchern nichts von deutscher Seite geboten worden. Die Entfernung von der Stadt ist zu groß, wir verfügen über keinerlei Gelder, die uns da hätten helfen können. Die Partei hat auch noch keine Ortsgruppe dort draußen, und dann — 15 Monate sind eine lange Zeit. Inzwischen hat schon viel geschehen können. Die vielen fremden Organisationen, die auch auf dem Lande arbeiten, bemühen sich sehr um deutsche Menschen, weil diesen Arbeit und Treue nicht fremd ist.

In den fröhlichen Augusttagen des vergangenen Jahres hatte unser Lager, wie das so überall gehandhabt wurde, an jedem Abend das Dorf um sich versammelt. Wir haben dann

gemeinsam gesungen, gelesen oder gespielt. Soweit ich mich erinnern kann, haben wir auch dort viel von Deutschland, dem neuen Deutschland, erzählt und wie überall helle Ohren und offene Herzen gefunden.

Aber trotzdem, 15 Monate sind eine lange Zeit. Wie wird man uns aufnehmen?

Als wir gegen Mittag durch das Dorf fahren und bei jedem Hof absteigen, um gleich zu einem gemeinsamen Abend einzuladen, treffen wir trotz aller Befürchtungen auf freundliche Gesichter.

Am Abend sind wir dann wieder mit vielen in einer großen Bauernstube. Man erzählt uns, daß das ganze Dorf die Zeit über von den Erinnerungen gezehrt hat, die durch die in unserem Lager verbrachten Abende ausgelöst worden waren.

Aber was hat denn der Bauer Müller nur heute vor? Er ist gar so feierlich, rückt auf seinem Stuhle hin und her und fragt immerfort, ob wir denn noch nicht anfangen wollten. Da nun die Stube wirklich schon voller Menschen ist, stehe ich auf und sage ein gemeinsames Lied an.

„Ach, singen wir doch das Lied ‚Brüder in Zechen und Gruben', das Sie uns im vergangenen Jahre beigebracht haben, das haben wir immer wieder gesungen!" sagt da der Bauer Müller, „und dann möcht' ich auch ein paar Wörtel reden."

So, nun weiß ich's auch: auf eine Rede hat sich unser lieber Müller vorbereitet!

„Schön, Herr Müller, machen wir!"

Eine seltsame feierliche Stille tritt ein, nachdem Bauer Müller zu reden beginnt. Es ist fast, als hätten alle darauf gewartet, als hätten alle einen Anteil an diesen einfachen Worten, die da gesprochen werden.

Sie hätten einen so frohen Winter verbracht mit all den Liedern, die die Freileins aus dem Lager im vergangenen Jahre ihnen beigebracht haben. Die Stunden würden sie alle nicht vergessen, in denen man ihnen von dem Manne erzählt, der nun so weise und erfolgreich Deutschland emporgebracht hätte...

Die Gesichter der Zuhörer zeigten stärkstes Interesse, und man merkt ihnen an, daß da vorn einer in ihrem Namen spricht. Denn wirklich, alle Anwesenden folgen seinen Worten. Alle haben Anteil daran, das merke ich ganz besonders, als der Bauer schließt:

„Ja, meine Freileins, das waren so immer unsere Gedanken, darüber haben wir bald an jedem Abend gesprochen, das ganze Dorf. Wir wußten ja, daß sie wiederkommen werden, denn sie hatten es uns ja versprochen, als sie nach dem Lager fortzogen. So haben wir uns die Frage aufbewahrt, die Sie nun heute unserem ganzen Dorf beantworten sollen: Lebt dieser große Mann, ich glaube Hitler heißt er, lebt er noch, schafft er noch, ist er gesund?"

Es ist eine Stille im Raum, daß man eine Nadel zur Erde fallen hören könnte. Uns ist ganz sonderbar. Ich kann jetzt zu diesen prachtvollen Menschen sprechen, ich darf ihre bange Frage bejahen.

„Ja", sage ich, „und für ihn wollen wir arbeiten, wenn wir jetzt in den kommenden Wochen uns fast allabendlich zusammenfinden werden."

Nach vier Wochen sind wir dann wieder nach Hause gefahren und haben der Partei eine neue Ortsgruppe melden können, für die wir uns nicht zu schämen brauchten.

7.

Unser erstes öffentliches Auftreten

Es ist Winter geworden, grimmiger, kalter Winter. Die Arbeit des Sommers liegt weit zurück, auch der Herbst, den ich nur draußen im Gau verbrachte.

Es ist mir gelungen, an einigen Orten kleine Organisationen bei den Behörden durchzudrücken und dort meine Kameraden aus der jeweils näheren Umgegend unterzubringen. Meist sind es Bauernkinder, Burschen und Mädel, die ich an vielen Herbstabenden zu frohen und ernsten Gemeinschaftsstunden zusammengerufen hatte, und die nun in den einzelnen Ortsvereinen vor den Behörden als Gemeinschaft bestehen dürfen. Dies alles ist Neuland, das uns zu gewinnen vergönnt war.

Die Mädelarbeit in unserer Großstadt und deren näherer Umgebung läuft nun von allein, dank der tüchtigen Leistung der einzelnen Gruppen- und Scharführerinnen. Auch die Jungmädelgruppe, die mir soviel Freude gemacht hatte, lebt unter Unitas Führung immer noch ihr geheimnisvolles Leben und hält allen Gefahren zum Trotz wie eine kampferprobte Schar zusammen.

Weihnachten sollte ich zu Hause verbringen. Das Fest der Sonnenwende, des kommenden Lichts, wollte ich mit den Mädeln meiner Heimatstadt feiern.

Wir freuten uns alle über dieses Wiedersehen, als wir zur nächtlichen Stunde weit hinter der Stadt unseren Holzstoß schichteten.

Die hellen Flammen durchbrachen das Dunkel der Nacht, jagten jeden leisen Schatten des Zweifels aus unseren Sinnen,

stärkten unseren Glauben und hießen uns Treue halten untereinander, zu Volk und Führer.

Weithin verklang unser Lied in der Nacht. Wir gingen gestärkten Herzens auseinander, um daheim das Weihnachtsfest zu feiern.

Ein paar Ferientage lagen vor mir. Vater, Mutter und Geschwister hatten mich reich beschenkt, und ich ließ die Milde und stetige Ruhe des Elternhauses auf mich wirken.

Es waren köstliche, stille Tage.

*

Die Mädel unserer Stadt bereiteten einen Elternabend vor. Sie wollten den Eltern ihr Leben, ihr Streben in der Gemeinschaft kundtun. Auch die Jungen wollten das. Die Führer und Führerinnen der einzelnen Gruppen und Gefolgschaften berieten gemeinsam über Art und Aufmachung einer solchen Veranstaltung.

Es war wirklich so, daß wir den Eltern unserer Jungen und Mädel, ja der ganzen Volksgruppe einen großen Rechenschaftsbericht schuldeten.

Daß dies gleichzeitig propagandistisch auf die noch Außenstehenden wirken und infolgedessen in einem würdigen Rahmen vollzogen werden mußte, war uns klar.

Wir gingen in die ersten Vorbereitungen, doch nicht ohne uns vorher bei älteren, maßgebenden Persönlichkeiten über Für und Wider eines solchen Wagnisses zu befragen. Die Antwort war überall gleich.

Zunächst erlitten wir eine große Enttäuschung. Wir durften wohl Veranstaltungen durchführen, aber getrennt, das heißt, entweder veranstalten die Jungen einen Werbeabend oder die Mädel. Gemeinsam als *die Deutsche Jugend*

aufzutreten — war einfach unmöglich, weil irgendein Paragraph es so forderte.

Aber man riet uns, das ruhig so zu handhaben. Gleichzeitig sagte man uns — es waren Führer unserer Bewegung, die wir um Rat gebeten hatten —, sie vermißten schon seit langem ein solches Bekenntnis unsererseits. Das war für uns Befehl!

Also mußten zwei Veranstaltungen vorbereitet werden. Wir wollten erst einmal die Mädel sprechen lassen, dann sollte nach zwei Wochen eine Kundgebung der Jungen dem Ganzen Nachdruck verleihen.

Ich nahm alles selbst in die Hand, das Üben, das Verhandeln bei den Behörden usw. Alle im Rahmen des Abends vorkommenden Texte, wie solche von Liedern, Sprechchören, Reden u. a., mußten in die Landessprache übersetzt werden. Wir wagten viel, meldeten manch ein Lied, ein Gedicht an, auf dessen Genehmigung nicht viel zu setzen war. Wir wagten es eben!

Und siehe, wir bekamen alles genehmigt, sogar das Lied der Jugend „Vorwärts, vorwärts!“ Allerdings hatten wir da einige Veränderungen im Text vorgenommen (der Reichsjugendführer möge es uns verzeihen). So schrieben wir zum Beispiel statt „Deutschland, du wirst leuchtend stehen“ einfach „Deutschtum“ und an Stelle „wir marschieren für Hitler“ sangen wir „wir marschiern für den Führer“. Es wurde in dieser Form genehmigt.

Nicht ein Schimmer des Mißtrauens erfüllte uns gegen diese Milde der Behörden. Es war ja unser verbrieftes Recht, das der Staat in seiner Verfassung den Minderheiten anzugedeihen verpflichtet war: Gleiches Recht für alle Bürger des Landes.

*

Januar 1935 war es. Unser großer Tag war gekommen.

Wir hatten den größten Saal der Stadt gemietet. Er faßt gegen 1800 Sitzplätze. Zehn Minuten vor Beginn unserer Kundgebung meldeten die Jungen, die den Ordnungsdienst versahen, daß schon 2000 Eintrittskarten verkauft seien und immer noch Leute herzuströmten.

„Laßt sie so lange ein, bis die Polizei uns die Türen schließt, und haltet den Mittelgang frei!"

Wir wollten nämlich, um dies auch für die Jungen sicherzustellen, in den Saal marschierend einziehen. Unsere Jungen hatten uns gebeten, einen Versuch zu wagen, mit Wimpeln und Fahnen aufzutreten. Es war dem Gesetz nach jedem Sportverein erlaubt, Fahnen und Wimpel zu führen. Nur uns, den Deutschen, hatte man das immer wieder verboten.

Wir versuchten, und — es gelang!

Mag sein, daß man es bei uns Mädeln nicht so wichtig nahm, jedenfalls hatte der Programmpunkt: „Einzug der Vereinsfahnen" bei den Herren der Macht keinen Anstoß gefunden. Die Bezeichnung Vereinsfahnen erschien uns ja absurd. Aber wir brauchten unseren Volksgenossen ja keinen solchen Programmpunkt vorzusetzen. Für sie und für uns waren es eben *die Fahnen*!

Unsere Fahnen, unsere Wimpel, die wir bisher nur ganz geheim im Walde aufzuziehen gewagt hatten, sollten jetzt auch öffentlich über uns wehen, sollten ehrfurchtsvoll von unseren Volksgenossen gegrüßt werden!

Der Abend zerfiel in zwei Teile: zunächst eine Art Kundgebung unseres Wollens, unseres ernsten Strebens, das in Liedern und Sprechchören zum Ausdruck kommen sollte. Der zweite Teil sollte von unserem Fröhlichsein zeugen.

Auf der Bühne leuchtete weiß auf schwarzem Grund die

Siegrune. Die gleiche weiße Siegrune auf schwarzem Grund trugen auch unsere Wimpel, denen wir nun in straffer Haltung und Ordnung in den Saal folgten.

„Es war ein erhebender Anblick", schrieb am Tage darauf unsere Presse, „als zum erstenmal in unserer Stadt deutsche Jugend unter Fahnen und Wimpeln vor ihrem Volke antrat. Jung und alt stand vor den Fahnen dieser Jugend ehrfurchtsvoll still, die Hand zum deutschen Grüß erhoben."

Auch wir, die wir zunächst von einer leisen Angst um das Gelingen des Abends befallen waren, erkannten sofort beim Betreten des Saales die Größe der Stunde. Ganz still wurden wir. Nur der eine Wille brannte noch in uns: Bekennen! Überzeugen!

Lied reihte sich an Spruch, und Spruch an Lied zu einem großen Rufen. „Uns alle eint ein Wille" — war unser Bekenntnis, war auch der immer wiederkehrende Grundton zu Liedern und Versen.

„Uns alle eint ein Wille" hatten wir als Bekenntnis über unsere Flugzettel, die wir in der Woche vorher in der Stadt verteilten, geschrieben. Dasselbe Wort stand in großen Lettern über den Köpfen der Versammelten.

„Uns alle eint ein Wille", stellte ich auch meinen Worten voraus, die ich, als verantwortlich für den Weg dieser angetretenen Mädel, deren Eltern zu sagen verpflichtet war. Ich mußte ihnen erklären, warum wir gerade diesen Weg eingeschlagen haben. Ich sagte ihnen, daß wir deutschen Mädel nicht mehr die Art eines romantischen Jungmädchenseins mit sentimentalen Pensionats- und Studentengeschichten einerseits, auch nicht die Art emanzipierter Mannweiber andererseits als für uns bestimmend ansehen können.

Wir haben den Weg eingeschlagen, den heute jedes deutsche

Mädel schlicht, treu und aufrecht gehen muß. Dieser Weg führt zur Volksgemeinschaft.

Unsere Frage gilt nicht dem Stand, unsere Frage heißt: bist du von deutschen Eltern? — Ja? — So gehörst du zu uns!

Ich sagte ihnen, daß wir eine Teilung in Klassen, hie Arbeiter — hie Bürger aus tiefstem Herzen verachten, denn wir wollen alle Arbeiter sein! Nicht im Sinne eines roten Proletariats, wir sind Arbeiter an unserer großen werdenden Volksgemeinschaft.

Das ist der Wille, der uns alle eint. Der Glaube, aus welchem dieser Wille geboren ist, dieser Glaube ist tief in uns verankert.

In mir waren tausend Gedanken. Ich fühlte und wußte, ich stand hier als Sprecher meiner Mädel. In ihren Augen brannte die Freude des Bekennens. Ich wußte auch, ich sah es ihnen an, daß sie es alle hinausschreien möchten: „Unser Glaube ist Deutschland, ist Adolf Hitler!"

Heilig war diese Stunde! Es ging ein Verstehen, ein Weben geheimnisvoller Fäden von uns zu den andächtig lauschenden Volksgenossen hinüber und herüber. Aber auch anderes kam uns hier kraß zum Bewußtsein: Unser Schicksal.

Warum dürfen wir nicht unumwunden bekennen?

Wir dürfen nicht die Hoffnung im Herzen tragen, die dem befreiten Saarvolk die Kraft des Ausharrens verlieh, die unsere österreichischen und sudetendeutschen Brüder zum Siege führen wird!

Wir leben mitten im fremden Lande.

Trotzdem schließe ich, jedes Wort vorsichtig wählend: „So gilt unser Gedenken in dieser Stunde dem, der uns dies Leben

erst lebenswert gemacht hat, der uns diesen Glauben erst tief ins Herz gesenkt hat."

Nur dem, der es zu hören versteht, sind diese Worte verständlich. Doch im Saale erheben sich alle von ihren Plätzen.

Heilig ist diese Stunde!

Unser Lied klingt auf:

„Vorwärts, vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren!
Vorwärts, vorwärts! Jugend kennt keine Gefahren."

*

Im zweiten Teil wechseln in bunter Reihe miteinander ab: fröhliche Lieder, Volkstänze, ein Märchenspiel und ein Stegreifspiel, zu welchem auch das „hochverehrte Publikum" huldvollst mitzuhalten gebeten wird. Zum Vergnügen aller meldet sich auch tatsächlich ein älterer Herr, der seine Rolle als werbender Königssohn glänzend meistert.

Bevor wir richtig Schluß machen, werden noch ein paar gut ausgeführte Freiübungen der Mädel gezeigt, denn wir sind doch ein Sportverein — bitte!

Zum Schluß lernen alle im Saal mit uns das Lied: „Wenn die bunten Fahnen wehen."

Mancher Papa soll es dann — laut Ohrenzeugen — seiner Mama auf dem Heimwege vorgepfiffen haben, weil es die Frau Mama noch nicht so ganz begriffen hatte...

Nicht sehr angenehm war das nachträgliche Verhör, das man noch am gleichen Abend 23.50 mit uns vornahm.

Wie üblich wurde die Veranstaltung von seiten der Geheimpolizei reichlich beschickt. Diese Herren hatten sich so in dem Saal verteilt, daß man von ihnen nichts wahrnehmen

konnte, wenn einem nicht schon dieses oder jenes Gesicht „vertraut“ gewesen wäre.

Wir waren noch mit einigen Aufräumungsarbeiten im Saal beschäftigt, als mit sichtlicher Eile einer unserer Jungen zu mir kam und erzählte, daß unten im Restaurationszimmer einige „Geheime“ sehr zusammengesessen, und daß dann einer nach mir gefragt hätte und ihm nun auf den Fersen folge. Richtig, da kommen sie schon!

Wir betraten einen kleinen Raum, ich ließ mich in einen der Sessel fallen. Und während die Beamten noch einen Kollegen holten, bestellte ich mir schnell einen Kaffee. Hier mußte ich mich noch einmal ganz fest zusammennehmen, dann erst durfte ich müde sein.

Zuerst kamen einige weniger wichtige Fragen. Ich beantwortete sie mit müder Stimme, aber ganz eindeutig. Darauf folgten ein paar Lobsprüche über meine Rede, und anschließend wurde ich im gleichgültig klingenden Tone gefragt, warum ich meiner Rede einen so christlich frommen Schluß gegeben hätte.

Aha! So will er dich fangen. Er erwartet jetzt einen gewaltsamen oder zumindest ganz leisen Widerspruch.

„Die Hauptsache ist, daß du bei Verhören immer den Zweck der Fragen erkennst, die an dich gestellt werden“, hat mir einmal ein Parteigenosse gesagt — „nur danach kannst du dich richten.“

Es fällt wohl gar nicht weiter auf, als ich mit gleichbleibender Stimme sage: „Ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, was ich zum Abschluß gesagt habe, ich bin ja so müde. Besorgen Sie sich doch ein Stenogramm, und wir können, wenn es sein muß, ein andermal darüber reden.“

Unter verschiedenen Beteuerungen und Entschuldigungen empfehlen sich die beiden Herren für heute und wünschen mir eine gute Nacht...

8.

Das Verbot

Die deutschen Zeitungen bringen Berichte über unseren Abend. Wir können uns freuen. Nicht nur sehr eingehend sind diese Berichte gefaßt, die Hauptsache ist ja, daß man uns versteht.

„Hier stand eine Jugend vor uns, die ernst und pflichtbewußt ihren Weg geht. Ihr Bekenntnis ist der Wille zur Volksgemeinschaft, ihr Leben ein fortwährender Dienst am Volke...!"

Ein anderes Blatt schreibt: „Der Werbeabend unserer deutschen Mädel, dem, wie wir in Erfahrung bringen konnten, in ein paar Wochen eine Kundgebung der Jungen folgen soll, hat einen nachhaltigen Eindruck auf alle, die ihn miterleben durften, hinterlassen. Diese Mädel kennen keine nutzlosen Träumereien, sie fassen die Probleme der Zeit mit harten Händen an; sie erkennen die Forderungen der neuen Zeit, und soweit es der enge Rahmen, der unserer kulturellen Arbeit in diesem Staate gegeben ist, gestattet, werden sie von dieser Jugend verwirklicht..."

Eine dritte Zeitung bringt die für uns so verhängnisvollen Zeilen: „So wie im Deutschen Reich eine herrliche gesunde Jugend heranwächst, so durften wir gestern auch bei uns deutsche Jugend erleben, mit gleichen Zielen, von gleichem

Wollen, von gleichem Glauben beseelt — Herrgott, es ist ja auch das gleiche Blut! Was gelten da noch Grenzen?"

Ich habe eigentlich den ganzen Tag über auf die Fortsetzung des Verhörs von gestern abend gewartet. Aber die Herren ließen sich nicht blicken.

Am nächsten Morgen erst bringt mir der Briefträger ein Amtsschreiben. Noch am selben Tage muß ich mich auf dem Polizeiamt, Zimmer 26, melden.

Zimmer 26 kennen wir!

Unterwegs kaufe ich einige Zeitungen. Sie kommen in der Landessprache heraus, werden teilweise sogar von nationalen Verbandsnamen unseres Wirtsvolkes gedeckt, sind aber durchweg von Juden redigiert.

Ich muß wie immer lange warten und sehe mir inzwischen die Zeitungen durch.

Da — „Hitlerabteilungen auch unter der Jugend unseres Landes!" Doch nicht etwa...

Ja! Sie meinen uns!

Unter dieser Schlagzeile folgt eine gemeine verdrehte Berichterstattung unseres Werbeabends.

„Die Regierung sollte doch endlich", so schreibt das Blatt wörtlich, „die hitleristischen Organisationen, die nun auch mit ihrer Pestidee die Jugend verseucht, ein für allemal verbieten. Was in unserem Lande geboren ist, kann sich niemals zu einem anderen Volke zählen..."

Da wird mein Name aufgerufen. Ich betrete das Amtszimmer. Nach der Feststellung meiner Personalien bedeutet man mir mit der üblichen Formel, daß ich mich nun einer polizeilichen Vernehmung unterziehen und jede Frage wahrheitsgemäß beantworten müßte.

Die direkte Frage, ob ich mir über die Bedeutung dessen

vollkommen im klaren bin, beantworte ich mit Ja. Ich weiß, daß ich gegebenenfalls jede Aussage auch eidesstattlich bekräftigen muß. Als erstes wird mir der Schluß meiner Rede vorgelesen mit folgendem Zusatz: „Ihr feierliches Gedenken galt einem Wesen, das Ihnen, also der deutschen Minderheit, wie wir es annehmen, das Leben erst lebenswert gemacht haben soll. — Stimmt?"

„Ja."

„Man kann annehmen", fährt der Inspektor mit monotoner Stimme fort, „daß dieses Wesen Namen wie Goethe, Christus, Luther für Sie tragen könnte. Es liegt aber sehr nahe, zu vermuten, daß Sie" — und jetzt wird die Stimme ganz lebendig — „Hitler meinten! Was haben Sie dazu zu sagen?"

„Nichts!"

„Gut", fährt der Inspektor fort, „nach Ihren Worten erhoben sich alle Anwesenden von ihren Plätzen, anscheinend zur Ehrung des von Ihnen erwähnten Unbekannten. Was haben Sie d a z u zu sagen?"

„Ich bin eine Deutsche, wie auch alle im Saal Versammelten deutscher Nationalität waren, außer Ihren Herren, Herr Inspektor!"

„Wurde dies Erheben von den Plätzen von den Veranstaltern irgendwie angeordnet?" wendet sich nun der Inspektor an einen Herrn seiner Umgebung.

„Nein", antwortet dieser wahrheitsgetreu, „es geschah ganz spontan."

Nun wird mir ein Zeitungsabschnitt vorgelegt. Es ist der Artikel, den ich im Wartezimmer vorhin schon zu lesen begonnen hatte. Ich lese ihn aufmerksam durch.

Was ich d a z u zu sagen hätte.

Ich nenne zunächst nur den Namen des Hauptschriftleiters des Blattes.

Man will mich nicht verstehen.

„Nun", sage ich, „es dürfte Ihnen, Herr Inspektor, nicht unbekannt sein, daß der Hauptschriftleiter Jude ist, wie alle Berichterstatter dieses Blattes, außer dem Sportberichterstatter. Daß die Juden heute jede erdenkliche Beschuldigung gegen alles, was deutsch ist, heraufllügen, werden Sie begreiflich finden. Ich will Sie nur ganz kurz an folgendes erinnern: Als Ihre Regierung im vergangenen Jahr einige Maßnahmen traf, die den Juden in ganz geringem Maße Beschränkungen auferlegte, tobte die gesamte jüdische Weltpresse gegen den Staat. — Desgleichen kann ich und wohl auch Sie den Artikel nicht ernst nehmen, weil ihn der Haß diktiert."

Man hat mich aussprechen lassen.

„Haben Sie den vorher an Sie gerichteten Fragen noch etwas hinzuzufügen?"

„Nein."

Ich bin entlassen.

*

Die Anmeldungen für die Kundgebung der Jungen sind ordnungsmäßig eingereicht.

Die Tage vergehen wie im Fluge. Einige Jungenführer hat man genau wie mich zu Verhören herangezogen.

Bei den Jungen wird fleißig geübt.

Und wieder ist ein großer Tag für uns angebrochen! Wieder strömten zweitausend Volksgenossen in denselben Saal. Nun marschieren unsere Jungen unter Trommelwirbel mit ihrem Banner ein.

Wieder die gleiche Stimmung!

Ich habe mit einigen Mädeln an der Saaltür Aufstellung genommen, die wir nun hinter den Jungen schließen. Da kommt gerade noch ein uniformierter Polizeimann die Treppe herauf. Ich trete aus dem Saal, um unauffällig mit ihm verhandeln zu können.

„Was, schon begonnen?“ So flucht und tobt er, rennt im Vestibül hin und her, schimpft, wir hätten zu zeitig begonnen.

Aber seine Uhr straft ihn Lügen.

Ich solle ihn sofort zum Vorsitzenden des Vereins führen, sagt er.

Ich ahne langsam die Dinge, die da kommen...

Dies Amt bekleidet unser Jungenführer, und wie ich durch den Türspalt sehen kann, besteigt er gerade vor den angetretenen Jungen das Rednerpult.

Es gelingt mir leider nicht, den Uniformierten länger aufzuhalten, er schreitet gravitätisch durch den Mittelgang auf das Rednerpult zu.

„Meine deutschen Volksgenossen“, beginnt der Redner, da reicht ihm der Polizist ein Schreiben. Er muß es auf der Stelle lesen, wechselt noch einige Worte mit dem Gewaltigen; dann wendet er sich wieder den Versammelten zu.

„Ja, meine deutschen Volksgenossen, ich erhalte soeben ein Schreiben, wonach unsere Organisation mit sofortiger Wirkung verboten ist. Auch die heutige Kundgebung ist hiermit verboten.“ Dabei hebt er das Amtsschreiben allen sichtbar in die Höhe.

Einen Atemzug lang herrscht Totenstille im Saal. Dann hört man kurze Kommandos, und der Redner wendet sich noch einmal zu den Versammelten mit den Worten:

„Wir danken Ihnen für Ihre Treue. Seien Sie gewiß:

Die deutsche Jugend marschiert! Abteilung marsch!“

In herrlicher Ordnung marschieren nun die Jungen aus dem Saal: aufrecht, stolz und trotzig.

Ein Sturm sondergleichen rast durch den Saal.

Heil! Heil!

Es ist unser Ruf, unser Gruß, den wir sonst untereinander führen.

Es klingt wie ein Kampfruf, aufmunternd, begeisternd: Heil! Heil! Heil!

*

Zur gleichen Stunde werden bei einigen Jungenführern und auch bei mir Haussuchungen durchgeführt. Der Grund ist: Verdacht einer Zusammenarbeit mit ausländischen Organisationen. So steht es auf dem hinterlassenen Amtsschreiben.

Bei mir wurden einige Zeitschriften sowie ein paar Briefe von reichsdeutschen Verwandten und Bekannten beschlagnahmt. Ich erhalte aber alles wieder zurück, denn die Zeitschriften befinden sich überall im Handel, und die Briefe aus dem Reich enthalten nichts Staatsgefährlicheres als — Geburtstagsglückwünsche und Mitteilungen über Familienereignisse.

Ähnliche Ergebnisse zeitigten auch die Haussuchungen bei den Jungen. Jedoch weder dies noch unsere mehrmaligen Vorstellungen bei den Behörden konnten es verhindern, daß das Verbot aufrechterhalten wurde. Die Gründe dafür, sagte man uns, sollten wir aus unseren eigenen Zeitungen herauslesen. Diese allein hätten das Verbot heraufbeschworen.

Wir wissen, der Vergleich mit der Hitlerjugend war das rote Tuch. Doch wir wissen noch eines: der wahre Grund liegt ganz woanders.

*

Als an einem der nächsten Tage folgende Zeilen in unserer Presse erscheinen, gibt es kaum einen deutschen Menschen in der Stadt, dem es nicht klar wäre, aus welchen Reihen sie stammen.

Ihr glaubt, man könnte ihn noch brechen,
man könnte ihn noch zwingen, den deutschen Stolz?
O nein, ihr Herren, da habt ihr euch verrechnet,
denn merkt, wir Deutschen sind aus anderem Holz.

Wohl gab es eine Zeit, doch die liegt ferne,
und kurz war sie, ein Augenblick nur in der Ewigkeit,
da uns verdunkelt waren alle Sterne,
und wir in Not — doch nun sind wir befreit!

Wer uns nun heißt, das Haupt aufrecht zu tragen,
auch uns, die wir beheimatet in fremdem Land?
Wohlan, wir wollen's stolz und frei euch sagen:
es ist der Führer, den uns Gott gesandt!

Sein Rufen drang zu uns, sein heilig Wort!
Weit über Grenzen weg, durch Not und tiefe Nacht
hat's unser Blut gehört, und sagt's uns immerfort:
nur er, der Führer, hat uns froh und stolz gemacht!

Und seine Kraft führt uns in neue Bahnen
zu neuem Leben unsres Volkes hin,
zu einer Größe, die wir selbst kaum ahnen,
und sagt: Sieh, dies ist deines Lebens letzter Sinn.

Es geht auch anders

Es dauert eine geraume Weile, bis sich die Wellen der Aufregung, die das Verbot geschlagen hat, legen. In den ersten Tagen kommt unsere Haustür gar nicht zur Ruhe. Mutter ist entsetzt. Ich sehe auch ein, daß es nicht so weitergehen kann. Denn trifft man bei mir einige Mädel an — und ich werde beobachtet, das weiß ich —, so mache ich mich erneut strafbar.

Es ist die eine Frage nur, die uns alle nicht zur Ruhe kommen läßt: Was soll nun werden?

Eines steht fest: wir müssen Zeit gewinnen.

So stehen nun vorerst in den Zugangsstraßen zu unserem Hause einige Mädel, die den andern, die zu mir wollen, sagen: „Abwarten, ruhig Blut!"

Ich habe inzwischen Erkundigungen eingezogen, wo ich Beschäftigung, wenigstens für einen Teil der Mädel, finden kann. Nach der übermäßigen Inanspruchnahme durch die Vorbereitungen zu den Werbeabenden (eine jüdische Zeitung nannte ihn „den Sterbeabend Verdeutschter Jugend") ist nun diese neue Woche ohne Heim- oder Sportabend den Mädeln schon zur Ewigkeit geworden und der Gedanke an ein so weiter fortgehendes Leben unerträglich.

So kommt es mir sehr gelegen, als die Frauenschaft der Partei, die ja immer noch mit der Arbeit einer Art Winterhilfe unserer Volksgruppe beschäftigt ist, um ein paar Mädel bittet. Bisher hatten wir nur in unseren Bastelstunden Spielzeug für die Winterhilfe angefertigt oder waren bei größeren Veranstaltungen mit der Sammelbüchse herumgegangen.

Nun dürfen die Mädel zu dritt oder zu vieren in Privatwohnungen einzelner Volksgenossinnen gehen und dort unter Anleitung Säuglingswäsche nähen, Strümpfe stricken und stopfen.

*

In diesen Tagen muß ich daran denken: Haben die Bauern, wenn wir sie nach fröhlichen Gemeinschaftsstunden wieder singend verließen, uns nicht immer wieder nachgerufen: kommt bald wieder!

Wenn nun einzelne der Mädel in die Dörfer gingen und die dort begonnene Arbeit fortsetzten? Bisher hatten wir immer zu dreißig, ja fünfzig Mädel Fahrten in die deutschen Ansiedlungen gemacht und so durch größere und kleinere Veranstaltungen den Gemeinschaftsgedanken ins Dorf gebracht. Wenn man jetzt nur die tüchtigsten Mädel dafür ausersehen würde, wäre eine gute Arbeit möglich. Nur ein Vorwand muß gefunden werden.

Der Zufall kommt mir zur Hilfe. Bei guten Freunden treffe ich mit einem Professor der Wiener Universität zusammen. Er ist Nationalsozialist, und in Österreich tobt immer noch der marxistische Terror. Er erzählt von dem Kampf, den die NSDAP. dort zu bestehen hat, von den hinterlistigen und gewaltsamen Bekämpfungsmethoden der artfremden Regierung, schildert ergreifende Szenen, die sich während der Hinrichtung tapferer, standhafter Nationalsozialisten in dunklen Gefängnishöfen zugetragen haben.

Ich schäme mich fast, als meine Freunde ihrerseits nun von unserem Kampfe zu erzählen beginnen, besonders von den Ereignissen der letzten Tage.

Ja, ich schäme mich. Denn — was sind diese Ereignisse gegen das Leiden jener österreichischen Brüder!

Ich schneide deshalb das Erzählen ab mit der Frage: „Sagt mir, was ich mit meinen Mädeln anfangen soll!"

„Habt ihr die Möglichkeit, hier in die deutschen Dörfer zu kommen? Habt ihr überhaupt Beziehungen zu deutschen Bauern?" Der Professor hat's gefragt.

„Aber ja!"

Nach einem immer lebhafter werdenden Hin und Her von Fragen und Antworten erhalte ich einen Auftrag, der meinen Mädeln auch unter den Augen des Gesetzes eine wundervolle Beschäftigung bietet.

Wir sollen zur Erforschung der Abstammung unserer Bauern Grundlagen in Form von noch heute unter ihnen lebenden Bräuchen, Sprichwörtern, Sagen, Liedern und Märchen sammeln.

Es ist wie ein Geschenk.

Noch am Abend mache ich eine Aufstellung der in Frage kommenden Dörfer, und schon am folgenden Sonnabend ziehen etwa vierzig Mädel, je zwei gute Kameradinnen, in die verschiedenen Dörfer.

Es muß zuerst einmal vorgefühlt, die besten Erzähler aufgespürt werden. Aber unsere Freundschaft mit den Bauern bewährt sich von unseren Fahrten her.

Bald schon laufen die ersten Früchte dieser Arbeit bei mir ein: fein säuberlich beschriebene Bogen, auch Noten.

Wie manche erlebnisreichen Stunden brachte uns dieser Auftrag! Wir dürfen uns vertiefen in das lebendige und lehrreiche Sagenland unserer Vorfahren, dürfen aus manchem greisen Munde Wahrheiten, Spruchweisheiten hören, die uns so neu erscheinen und doch schon seit Menschengedenken Gültigkeit haben.

Wir hören von Drachen und Ungeheuern, als hätte der

Erzähler sie selbst erlebt, nein, wir erleben alles mit, wir hören die wilde Jagd über uns herbrausen, oder war es Wodans Pferdegestampf in den Wolken? Wir sehen den Schimmelreiter und des Nachtjägers düsteres Treiben. Wald- und Erdgeister halten ein strenges Gericht: der Furchtsame wird genarrt, die böse Tat gesühnt, sei sie auch noch so geheim geschehen, Fleiß wird belohnt, die Eitelkeit geheilt, und die kleinen Geister wissen alles zum Guten zu kehren.

Es werden immer wieder neue Dörfer in Angriff genommen. Es kann uns keiner einer staatsgefährlichen politischen Betätigung bezichtigen, denn wir haben schon von allen „gefährlichen" Betätigungen Abstand genommen: wir turnen nicht mehr, wir halten keine Schulungsstunden mehr ab, wir basteln auch nicht — wir kommen nur noch einzeln in die Dörfer. Was wir da aufschreiben? Bitte: das Märchen vom schönen Edelmannstöchterlein!"

Wir können auch den Herren im Verhör mit klarem Blick sagen, daß wir, die einzelnen Gruppen und Abteilungen, seit dem Verbot keinerlei Zusammenkunft noch andere Verbindungen miteinander haben.

Es ist gut so, denn Verhöre finden fast täglich statt. Wir haben uns mit den Tatsachen abgefunden. Es wäre uns gewiß noch schwerer gefallen, stärkte uns nicht das Bewußtsein, das nun als erste große Frucht unseres jungen Strebens plötzlich da war, daß ein Verbot wohl manch mühsam Errungenes zerstören kann, nie aber den Geist zwingen, den Glauben ersticken wird, der uns beseelt. Fehlt uns auch die äußere Verbindung — unser Blut, unser gemeinsames Blut kann uns kein Verbot entziehen.

Auf unserer Jagd nach altem Volksgut kamen wir auch hierher in das kleine Städtchen, Else, Christel und ich. Mit seinen 7000 Einwohnern, von denen allein 3000 Deutsche sind, liegt es nicht weit von unserer brausenden Großstadt, 12 Kilometer nur und ist doch so ganz anders.

Herrliche, gesunde Baumriesen rauschen über dem Marktplatz. Wie man erzählt, sollen deutsche Kolonisten, nachdem sie hier das erste Stück Land dem Urwald abgerungen hatten, diese Bäume gepflanzt haben, die noch heute das Herz der Stadt bilden. Den Samen der Kastanien und Eichen hatten sie aus dem Mutterlande mit in die Fremde gebracht.

Wir gehen jetzt durch die schmalen Straßen. Ganz dicht sind sie von kleinen hölzernen Giebelhäusern umstanden, alle in schlesischer und mitteldeutscher Bauart. Aus vielen Häusern dringt das Klappern der Webstühle. Wir vor fünfzig und hundert Jahren die Ahnen, so sitzen heute noch die jüngsten hinterm Webstuhl. Wenn sich auch manches in der Zeit geändert hat, sie selbst sind dieselben geblieben: treue, arbeitsame deutsche Menschen.

Nun stehen wir vor einem der letzten Häuser der Stadt. Drüben weitet sich das Feld, fruchtbarer duftender Boden, dahinter ganz in der Ferne der Wald, Zeuge einer arbeitsreichen Vergangenheit.

Das Haus, vor dem wir stehen, ist eines jener vielen Holzbauten, die bei uns Weberhäuschen genannt werden: rechts drei Fenster, links drei Fenster, in der Mitte die große schmiedeeisenbeschlagene Tür, zu der einige Stufen führen, und darüber zwei Fenster des Oberstübchens. In diesem Hause wohnt eine alte Webersfrau, die weit und breit als unerschöpfliche Erzählerin alter Schwänke, Märchen und Ge=

schichten bekannt ist. Daß sie aber außerdem noch eine große Lebenskünstlerin ist, das sollten wir noch erfahren.

Sie hatte uns erwartet, denn kaum, daß die Haustür, die wir erst durch kräftiges Stemmen aufgekriegt hatten, hinter uns ins Schloß fiel, öffnet sich schon im Hausflur hinter dem großen Backofen eine Tür, und mit einem freundlichen „Na da sind ja die Freileins!" werden wir aus dem dunklen Flur in die Stube geschoben.

Noch ehe die Frau mir einen Stuhl anbieten kann, habe ich mich schnell auf den Holzkasten hinter den eisernen Ofen, „die Kanone", gesetzt. Das ist nämlich der beste Platz, den es zum Zuhören geben kann, Else setzt sich zu mir, und Christel hat am Fenster einen Stuhl erwischt.

Ein kleines Mädchen, wohl die Enkelin der alten Frau, hält sich immer noch in den Falten des großmütterlichen Rockes versteckt, während diese anscheinend für uns drei Brotschnitten mit Wasser befeuchtet und dann Zucker darauf streut.

Ich habe nun Muße, mich in dem kleinen Raum umzusehen.

Draußen ist es schon ganz dunkel, und so erkenne ich gerade noch einen Tisch, zwei Stühle, eine Bank, ein Bett und einen Schrank mit Glasscheiben, in denen sich das Feuer aus der Kanone spiegelt.

Jetzt bekommen wir jeder unsere Zuckerschnitte, und Großmutter setzt sich mit dem kleinen Mädchen uns gegenüber auch an den Ofen.

„Also, ich soll Ihnen was erzählen?" fragt Großmutter still in sich hineinlachend, „aber erscht woll'n mer noch a Stickl anlegen!"

Sie greift in das Kästchen, das unter dem Ofen steht, und

holt ein Stück Torf heraus. Als sie die Ringe beiseiteschiebt, sehe ich im vollen Schein der Ofenglut ihr Gesicht.

Ein Gesicht — ganz durchfurcht von Falten und Fältchen, Runen, Zeichen eines schweren und arbeitsreichen Lebens. Aber wie im Gegensatz zu diesen Furchen stehen zwei helle leuchtende, ich möchte fast sagen, lachende Augen in diesem Gesicht. Auch sieht man dem schmalen Mund an, daß er in seinem Leben wohl kaum mit dem Lachen gespart haben mag.

Es seien nun doch wohl andere Zeiten, meint sie, daß die Jugend sich endlich auch auf die alten Leute besänne und sie wieder ehrte und auf ihre Reden höre ...

Wie um mich zu entschuldigen, sage ich: „Es sind auch schwere Zeiten."

„Sagen Sie das nicht, Freilein, alle Zeiten sein schwer! Jeder kommt mit einem guten Teil Dreck auf die Welt, mit Gutes ja auch. Un deshalb muß mer bloß achtgeben, daß mer nich 's Gute verliert un auch 'n Dreck un 'n Ärger beizeiten wegschmeißen tut!"

Und dann erzählt sie, wie sie es gemacht hat, als sie ihren seligen Johann gefunden hatte. Die Mutter wollte es nicht haben, der Johann war zu arm. Sie wollte, daß es die Tochter einst besser haben sollte als sie selbst.

Aber damals, als der Johann sie gefragt hatte, es war am Markt unter der großen Eiche, ob es ihr denn nicht arg werden würde, das viele Arbeiten, ob sie nicht vielleicht doch lieber den reichen Emil wollte, da hat sie gesagt: „Johann, ich bin stark und gesund, ich kann arbeeten for zweeje, un dir bin ich vielhundertmal mehr gut als dem Emil!"

Ja, und damals hätten sie sich versprochen (verlobt). Einen halben Morgen Ackerland hatten sie, das andere wollten sie sich erwerben.

Ihr Großvater, freilich, der hatte es schwerer gehabt. Der kam mit seiner jungen Frau aus Deutschland hierhergewandert. Auf einem Schubkarren hatten sie ihre Federbetten, etwas Samenkorn und ihr Werkzeug — ihre ganze Habe — mit sich gebracht. Hier im Lande soll, wie der Großvater immer erzählt hat, alles nur ein großer Urwald gewesen sein. Der Grundherr habe dem Großvater und den vielen anderen, die noch eingewandert waren, je eine Strecke Wald zugewiesen.

Sie rodeten Tag für Tag, manchmal auch nachts. Da mußten die Frauen mit Kienspänen leuchten, und als der erste Frühling ins Land kam, da konnten sie schon die ersten Kartoffeln auf dem neuen Boden pflanzen. Zwar war der Acker nicht größer als ein kleines Blumengärtlein heute. Aber mit jedem Jahr kam ein ebenso großes Stück Land hinzu, wenn auch mit ihm immer gleich ein Esser mehr, ein Kind, auf die Welt kam.

Doch auch die Kinder wuchsen heran und konnten bald mitanpacken, so daß der Großvater darangehen konnte, ein Haus zu bauen. Bisher hatten sie in einer Erdhöhle gewohnt.

Im Winter fuhr der Großvater meist mit gefälltem Holz in die Hauptstadt. Um ihn vor der Kälte und dem Hunger zu schützen, stellte ihm seine Frau einen Topf heißen Hirsebrei unter die Füße und einen anderen mußte er in den Händen halten. Das wärmte und nährte gerade immer bis zu einem Dorf, in dem auch Deutsche wohnten. Die Frauen dieses Dorfes füllten den Reisenden die Töpfe wieder auf, was dann auch bis zur Hauptstadt des Landes ausreichen mußte. Dort freilich bekam der Großvater der Erzählerin für seinen Wagen Holz gerade so viel Geld, daß er einen Liter Petroleum dafür kaufen konnte.

„Und sehn Sie, Freilein, er is immer wieder gefahren, un hat's nich schwer genumm'n. Wie er hernachersch (hernach) hier in das Haus is vor 60 Jahren gestorben, er war 84 Jahre alt, da hat er gesagt: ‚Ich tät noch leben woll'n, wenn ich nur kennt, Herre mein Gott, das Leben war doch scheen!‘ — Uff die Worte kann ich mer noch ganz genau besinn'n, ich hab' ooch noch eftersch (oft) dran gedacht! Und da hab' ich mersch bedacht, wo's bei die schwere Arbeet dem Großvater noch scheen gedeicht hat, das Leben, da wer ich's ooch schaffen — und da hab' ich mit mei Johann bald druff Hochzeit gehalten, ganz im still'n. —

Freilich, leicht war's nicht. Der Johann hat hinterm Stuhl gearbeit't, er is doch erscht als Handwerker zugewandert, un ich, ich mußt 'n Acker ganz alleene bestell'n, un dazu noch alle Jahre e Kind. Aber ich hab' mer eben immer den Großvater vor Oogen gehalten und hab' mer gedacht, wenn's wieder mal ganz schwer kam: der tät dich auslache mit dei biss'l Gearbeete! Un ich hab' allen Kummer und Ärger, denn des is ja der Dreck im Leben, weggeschmissen, un dann is es wieder gegangen.

26 Kinder hab' ich gehabt, elve (elf) sin mer geblieb'n, eener is nach Kanada ausgewandert, Gold suchen, un nu hab' ich 38 Enkel. Un ich sag' se's alle, se soll'n bloß uffpassen, daß se's Gute nich verlier'n un beizeiten 'n Dreck wegschmeißen tun."

So klar ist das Leben dieser einfachen Frau: Pflichterfüllung, Treue, Deutschsein erhalten in ihr wahre Gestalt. Wir sitzen und lauschen ihren schlichten Worten, wir dürfen noch mehr hören, kleinere und bedeutendere Begebenheiten aus dem Leben der Stadt, die wie fast alle Städte im Umkreis deutscher Fleiß erbaut hat.

Das Kind auf Großmutters Schoß ist längst eingeschlafen. Ein Blick auf die Uhr läßt mich erschrecken. Es ist schon tiefe Nacht — kein Wunder, hatte sich doch ein ganzes Leben vor uns aufgetan.

Wir müssen nun gehen. Aber morgen, am Sonntag, dürfen wir wiederkommen, da will sie uns Spuchten un Wippchen (Spukgeschichten und Schabernack) erzählen.

Als wir aus dem Hause treten, fegt ein eisiger Wind um die Ecke. Wir schreiten im Gleichschritt durch die nachtstillen Straßen. Den ganzen Weg über fällt kein Wort. Auch Christel ist sehr nachdenklich geworden. Nicht einmal sie, die sonst so lebhaft, in ihren Gedankengängen so sprunghaft ist, plaudert.

Es mag wirr in ihr aussehen. Aufgewachsen in Überfluß und Reichtum, behütet und verwöhnt von einer überempfindlichen Mutter, ist ihr der Dienst in der Kameradschaft schon oft schwergefallen.

Heute hat sie nun zum erstenmal einen tiefen Einblick in das Leben eines Menschen tun dürfen, den das Schicksal ohne zählbaren Reichtum in die Welt gesetzt hat.

Wir sind in unserem Quartier angelangt. Da sagt die Christel plötzlich, noch ehe das Licht aufflammt:

„Weißt du, Hilde, nie hätte ich gedacht, daß solch einfache Menschen ein so reiches Leben haben können.“

10.

Kasper politisiert

Ein Sommer, ein Winter und wieder ein Sommer sind vergangen. Tatenlos kann man unser Leben in dieser Zeit zwar nicht nennen, aber es war doch nur ein Vegetieren. Unserem ganzen Tun fehlte die Ordnung. Ob wir da bei der Winterhilfe mithalfen, wissenschaftlich arbeiteten, Sanitätskurse besuchten — es fehlte immer wieder die Organisation im Sinne einer straffen Ordnung.

Die war uns verboten.

Wir hätten so gern wieder einmal in größerer Gemeinschaft in Reih und Glied gestanden, die Fahne über uns, die Kameradinnen gleichen Sinnes neben uns — und dann ein Lied aus tausend Kehlen —, ein Lied und ein Gedanke zu Volk und Führer.

Wir hungern danach!

Es ist uns verboten.

Junge Burschen und Mädel sind wieder innerhalb des Deutschtums unserer Stadt, der ganzen Volksgruppe, herangewachsen. Sie müßten in unseren Kreis aufgenommen werden, sie müßten mit uns lernen, wie man deutsches Leben gestaltet.

Die schulentlassene Jugend lungert in den Straßen herum. Das Fremde ringsum wächst, macht sich breit, umschmeichelt, umwirbt, verdirbt unsere Jugend. Unsere deutsche Jugend!

Uns sind die Hände gebunden. Es ist uns verboten, unseren Einfluß geltend zu machen.

Drüben im Reich wächst eine herrliche, kraftvolle Jugend heran. Hier verdirbt und verkümmert Jugend des gleichen

Blutes. Es ist so schwer, diesem Treiben tatenlos zusehen zu müssen.

Wir wollen unseren Staat nicht hintergehen, wir wollen uns seinen Gesetzen fügen. Aber wir verlangen unsere primitivsten Belange: Laßt uns unsere Gemeinschaft!

Wir haben im ganzen Lande nicht eine genehmigte Organisation, in der deutsche Jugend ihrer Art und Zeit gemäß leben, sich entfalten kann.

Wir haben gebeten, interveniert, gefordert — es half nichts! Also geht es andersrum.

Auch in unserer Großstadt haben wir alles versucht, wenigstens für die Jugend der Stadt eine Gemeinschaftsordnung — lies einen Verein — genehmigt zu bekommen, so daß wir bei unserem Leben und Treiben keinen unserer Kameraden der Gefahr auszusetzen brauchten, etwas Verbotenes zu tun.

Alle unsere Vorschläge werden abgeschlagen mit der Begründung, daß unsere vorgetragenen Vereinsformen zwar nicht rechtswidrig, aber doch zu sehr bestimmten Organisationen im Deutschen Reich ähnlich und somit unzulässig seien.

Wir haben es auf geradem Wege versucht, unsere Ehrlichkeit kann sich nicht Gehör verschaffen. Nun sei es — so geht es andersrum.

Wie die Pilze nach einem Regen schießen an allen Enden unserer großen Stadt kleine, sogenannte Wurstlvereine aus dem Boden:

Ein Verein der Freunde des Wandersports.

Ein Jugendgesangverein.

Ein Verband der vereinigten Handarbeitskränzchen.

Eine heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft.

Ein Tischtennisklub.

Ein Schwimmsportverein.

Ein Theaterverein — der sich dem Kasperlespiel verschrieben hat.

Bei diesem wollen wir stehenbleiben, obwohl noch eine Reihe weiterer lustiger Vereine zu erwähnen wäre. Von dem Kasperleverein, wie wir ihn unter uns nannten, wollte ich ja erzählen.

Es ist wohl unnötig, zu erwähnen, daß es sich bei diesen Vereinen nicht um irgendwelche Liebhabereien handelte, sondern daß hinter den einzelnen Vereinen die Jungen und die Mädel standen, die gerade in dessen Bereich wohnten. Sie fühlten sich bei allem äußeren Zwang, den ihnen die neue Vereinsform auferlegte, ganz wohl, ja sie freuten sich, daß sie nun wieder zu zwanzig und dreißig zusammen sein konnten. Sie spielten Tischtennis, sie machten Handarbeiten, sie spielten Schach — wie es eben der Name des Vereins befahl. Sie nahmen das hin, wie man eben oft auf Fahrt und im Lager manche Unbequemlichkeit sogar mit einer Art Reiz empfindet.

So auch unser Kasperleverein. Mit einem wahren Betätihungshunger hatte er sich in seine Arbeit gestürzt.

Acht Kasperlevorführungen wöchentlich! Am Sonntag allein drei an verschiedenen Plätzen der Stadt. Ich las den Spielplan in der Zeitung, wie überhaupt alle diese Vereine getreulich ihre „Arbeit“ ganz vereinsmäßig im Vereinsmeierstil in der Zeitung berichteten. Man las dort Worte des „Herrn Vorsitzenden“, man las von „gemütlichem Beisammensein“, von Tanzabendkränzchen und so fort.

Daß in Wirklichkeit ganz andere Dinge geschahen, davon war ich überzeugt. Ich konnte in keinem dieser Vereine mit-

halten, denn mein vielbelasteter Name hätte diesem nur Unheil gebracht. Aber ich war überzeugt, daß es überall klappte.

Ich hatte große Lust, einer der vielen Aufführungen des Kasperlevereins beizuwohnen. Die ich wählte, sollte seine letzte in dieser Woche sein — sie wurde seine letzte überhaupt. Ich war Zeuge einer überaus heiteren Angelegenheit, die allerdings von den Kindern, dem „Publikum", nicht ganz so aufgefaßt wurde.

Also:

Ein übervoller Saal, ungefähr 400 Kinder und gegen 200 Erwachsene. Mitten unter ihnen in voller Uniform, den Karabiner an einen Stuhl gelehnt, mit strenger Miene ein Hüter des Gesetzes.

Das Licht geht aus, in strahlender Helle eines Taschenlampenscheinwerfers erscheint Kasperle. Springt, tollt, singt mit den Kindern, und hat nach etwa zehn Minuten solchen Tuns jedes kleine Herzchen am Schnürchen.

Kasper hat wieder einmal eine schwere Aufgabe zu lösen. Da ist irgendwo in einem Lande dem König die Krone gestohlen worden, nicht genug, auch noch sein Zepter und sein Frühstücksteller. Der freche Räuber hat sogar gewagt, der Prinzessin des Landes ein goldenes Haar auszureißen. Unser Kasper, der schon immer für jede gerechte Sache und insbesondere für Prinzessinnen zu haben war, beschließt, den bösen Räuber zu stellen.

Er wandert durch des Königs Land und hört von weiteren bösen Taten des Räubers. Aber auch Klagen über den König hört er: er täte nichts zum Schutze seiner Bürger, hielte für sich allein vier Köche, die doch sonst die Bürger schützen oder

zumindest für viele hungernde Familien kochen könnten und so weiter.

Der König hat nämlich eine besondere Schwäche für weichgekochte Eier. Alle zwei Minuten muß ihm einer seiner Köche ein Ei bringen, das 3 Minuten und 59 Sekunden lang gekocht hat. Da es der König mit der Zeit sehr genau nimmt, haben vier Köche vollauf zu tun, ihn zu befriedigen.

Kaspers gerechter Sinn ist empört. Er läuft zum Schlosse, um einem solchen verschwenderischen König seinen Dienst aufzusagen. Unterwegs trifft er die liebliche Prinzessin, die um ihr goldenes Haar weint. Sein strenges Herz erweicht, er will nur noch dem leichtsinnigen König gründlich die Wahrheit sagen und dann der Prinzessin das goldene Haar beschaffen. Aber da ereilt ihn sein Schicksal.

Eben ist er dabei, in nicht gelinder Art dem König sein lockeres Leben vorzuwerfen:

„Sapperlot! Eine Unordnung herrscht in deinem Staate! Ein Durcheinander! Die Regierung sollte mit gutem Beispiel vorangehen, ja, und ihr oberster Herr ist ein Verschwender! Sapperlot! Räuber und Banditen machen sich breit, die Bürger deines Landes haben keine Ruhe, keine Sicherheit, nicht einmal die arme Prinzeß ..."

„Halt!" ruft da eine strenge, ernste Stimme aus dem Publikum.

Der Kasper ist sprachlos, guckt stumm-dumm ins Publikum, wo die Kinder aufgeregt nach dem Störenfried blicken. Dieser erhebt sich jetzt von seinem Stuhl und verkündet mit strenger Stimme:

„Die Vorstellung ist geschlossen!"

Zuerst sitzen die Kinder stumm da. Ein Polizist? Vor dem muß man doch Angst haben. Aber wo ist überhaupt der Kasper geblieben?

Und plötzlich ruft eins:

„Kasper!"

„Kasper, Kaaa—sp—eeer, Ka—asperle!"

Sie schreien alle, so laut sie können.

Da erscheint die Großmutter, Kaspers Großmutter, und flennt und ruft:

„Seid still, Kinder! Ich hab's ja immer gesagt, dies kommt von dem vielen Fluchen. Der Kasper darf nicht kommen, der gnädige Herr Polizist hat's ihm verboten! Geht schön artig nach Hause, Kinder!"

Sie fassen es kaum. Sie versuchen es noch einmal mit dem Rufen. Aber der Kasper kommt wirklich nicht. Der Herr Polizist ist hinter den Vorhang gegangen und verfaßt ein Protokoll. Kasper selbst muß seine Worte, seine letzten Worte, die ihm der Polizist so übelgenommen hat, ins Protokoll schreiben, da der Polizist soviel deutsch nicht schreiben kann.

Es waren wirklich seine letzten Worte. Dies wüste Geschimpfe, das die Großmutter schon immer getadelt hatte, sollte ihm den Hals kosten. Er durfte fortan nicht mehr spielen.

Der Kasperleverein war heilfroh, als das Gericht die Strafanzeige des Polizisten als belanglos ansah. Das Kasperlespielen wurde zwar verboten, aber wir erhielten kein Strafmandat.

Wir waren froh, aber die Kinder waren doch sehr traurig.

*

Fünf Tage nach diesem Ereignis gibt der Theaterverein in der Zeitung folgendes bekannt:

Achtung! Achtung, liebe Kinder!

Der Kasper ist auf Reisen gegangen, gönnt ihm die Erholung! Dafür hat er Euch die Märchenfee geschickt. Schon am kommenden Sonntag zeigt sie sich Euch:

Sonntag, 15 Uhr: Das Märchen vom Rotkäppchen.

Dienstag, 17 Uhr: Schneewittchen usw.

11.

Erlebnisse mit einem Bilderbuch

Die Jungmädel sind mittlerweile zu richtigen Mädeln herangewachsen. Sie sind da und dort in den Vereinen untergekrochen, aber dies Leben behagt ihnen nicht. Wenn ich mit ihnen zusammentreffe, muß ich es immer wieder hören: ach, könnten wir doch wieder einmal eine richtige Fahrt machen oder einmal in ein Lager ziehen! Es ist, als hätten sie es untereinander abgemacht; und doch dürfen sie sich höchst selten sehen. Der Begriff „wir Jungmädel" ist geblieben, obwohl seit dem letzten richtigen Heimabend schon zwei Jahre vergangen sind.

Wohl besteht noch ein großer Teil der „kleinen Vereine". Aber auch ihre Abende werden scharf überwacht, das lähmt das ganze Leben. Im Schwimmsportverein darf nur geschwommen werden, der Wandersportverein ist verboten, die Tätigkeit des Theatervereins wird sehr beschränkt usw.

Wir sehen in diesen Jugendvereinen, deren einziger Vorteil ist, daß sie schulentlassene Jugend von 14 Jahren an führen dürfen, die letzte Möglichkeit, unseren deutschen Parteinach-

wuchs bereit zu halten. Hier ist noch ein deutsches Leben möglich, wenn auch nur im allerengsten Sinne.

So kommt es, daß jedes unserer Mitglieder, wenn es das 18. Lebensjahr erreicht hat, an die Partei weitergegeben wird. Auch dabei heißt es doppelt Vorsicht, denn diese Tatsache, aufgedeckt, könnte nicht nur das Bestehen der Vereine, sondern auch das der gesamten Bewegung gefährden.

Die Jungmädel sind noch nicht soweit, aber sie freuen sich schon auf die Zeit, wo sie in der Partei frei und offen ihre Pflicht am Volkstum erfüllen können. Sie sind doch unverbesserliche Optimisten!

*

Eines der Jungmädel hat ein Buch geschenkt bekommen: Reichsbildberichterstatter Hoffmanns Buch „Jugend um Hitler". Die eindrucksvollen Aufnahmen, von denen jedes wohl eine Geschichte für sich an Erlebnissen ist, sind schon durch viele Hände gegangen und haben manch einem beglückende Stunden beschert.

„Das Buch muß zu unseren Bauern", sagte Christel mit der ihr eigenen Bestimmtheit.

Unsere Bauern! Das Wort hat sich wirklich schon ganz festgesetzt in unserem Sprachschatz. Es heißt nun endlich nicht mehr „die Bauern" im verächtlichen Sinne, sondern eben unsere Bauern.

Es war ein weiter Weg.

Die Fahrten, die Spielfahrten, nicht zuletzt auch unser Forschen nach Märchen und Sagen in den deutschen Dörfern haben ein starkes Freundschaftsband zwischen uns und unseren Bauern geknüpft.

So sollen auch sie das Buch sehen, das uns so viel Freude

gemacht hat. Die jubelnde, beglückte Jugend Deutschlands um ihren Führer geschart, und wiederum den Führer, wie er stolz auf seine Burschen und Mädel blickt, zu sehen, erweckt eine ganze Welt von Wünschen und Vorstellungen möglicher und unmöglicher Art.

So auch bei unseren Bauern: dieselbe Freude, dieselben Wünsche.

„Die Freileins sein wieder da und ham een Buch mitgebracht, vom Führer mit Bildern!"

Diese Nachricht eilt wie der Wind durchs Dorf. Es ist Samstag nachmittag. Von der kleinen Eisenbahnstation haben wir uns im Stockdunkeln durch den hohen Schnee den 5 Kilometer langen Weg hindurchgekämpft. Vom Weg war nichts zu sehen, denn der Wind hatte den Schnee ganz verweht, so daß wir manchmal bis an die Hüften darin versinken. Zwei und eine halbe Stunde hat es gedauert. Nun sitzen wir in der warmen Stube des Bauern Albrecht.

Hermann Albrecht. Man sollte glauben — doch nein, es ist weit, sehr weit bis zur deutschen Grenze, 300 Kilometer! Aber sein Hof ist mit seinen 15 Morgen der größte im Dorf, sein kleiner Hof ist doch ein Stück Deutschland.

Die große Linde, die im Sommer das kleine strohgedeckte Haus beschattet, das saubere Gärtlein mit dem grünen Zaun davor, die Sauberkeit und Ordnung im Stall, Haus und Hof zeugen ebenso davon wie die alte Truhe, auf der wir nun, heißen Lindenblütentee schlürfend, hocken, und die flachsblonden Kinder, die sich vor lauter Übermut auf dem weißgescheuerten Fußboden balgen.

„Ja, die Freileins sein wieder da, hab' ich geheert", der Nachbar Richter ist in die Stube getreten, „da muß ich doch mal guck'n komm'n, wieviel heite für uns abfall'n tun."

„Nee, nee!" sagt der Bauer Albrecht, „'s sein bloß dreie gekomme, die ha'm alle bei uns Raum!"

Einer nach dem anderen kommt, der Bauer Meißner, Weber, Fuchs, Röhl und wie sie alle heißen, und alle fragen, warum nicht mehr Mädel da seien.

Wir sind kaum seit einer Stunde hier, und schon ist die Stube voller Menschen.

Die Bäuerin hat die „Blitzlampe", die hellste im Hause, angebrannt und auf den Tisch gestellt. Dort sitzt nun ihr Mann mit zwei anderen älteren Bauern und blättert langsam Seite um Seite des „scheenen Bilderbuches" um. Ein paar junge Burschen schauen, ungeduldig des langen Wartens, den Alten über die Schultern.

Die anderen sitzen mit uns um die glühendheiße „Kanone", dem unentbehrlichen Eisenofen, der hier, wie fast in jedem Hause, im Winter mitten in der Stube steht und mit seinem langen Rohr herrliche Wärme verbreitet. Wir sprechen über dies und jenes.

Die Zeitungen, die wir ihnen vor einer Woche geschickt hatten, haben sie alle gelesen. Nun freuen sie sich über den Stoß neuer Zeitungen, die wir mitgebracht haben. Das Wichtigste müssen wir aber schon jetzt erzählen. Nur von Deutschland wollen sie hören, immer wieder nur von Deutschland und dem Führer. Das ist hier so, das ist in jedem deutschen Bauernhause so.

„Seid ihr da nicht bald fertig mit dem Begucke?" ruft einer den dreien am Tisch zu.

„Nee", lachen die, „wir haben wieder von vorn angefangen!"

Nun holen sich aber die anderen ihr Recht.

Ich bin mit der Bäuerin an den Tisch getreten. Von der

Seite sieht sie noch einen ganzen Teil. Die jungen Burschen sind noch immer nicht an der Reihe, sie liegen ihren Vätern förmlich auf den Rücken, um auch etwas von den Bildern zu erspähen.

„Seht doch mal, da schenkt einer dem Führer seine Taube!" sagt der Bauer Richter.

„Oh", ruft sein Junge aus, „Vater, ich tät ihm alle meine Tauben geben, wenn ich bloß zu ihm dürft!"

Ganz überrascht sieht der Bauer seinen Sohn an, aber dann lacht er laut auf, streicht sich mit der groben Hand über Wange und Kinn und sagt, nun wieder ganz ernst:

„Hast recht, Georg, hast schon recht!"

Ihn nur einmal sehen dürfen! Tausendmal und mehr haben wir diesen Wunsch gehört und auch selbst gehegt. Ihn sehen, ihm danken, ihm sagen, wie unendlich glücklich er uns gemacht hat — auch uns hier, weil Deutschland unter seiner Hand wieder stark und schön geworden ist, weil wir, die wir als Deutsche im fremden Raum leben, uns zu einem Volke bekennen dürfen, das sich aus Schmach und Not heraus zu einem einigen und kraftvollen Deutschland emporgerungen hat.

Dies Deutschland haben wir immer im Herzen getragen, gläubig, wie eine Vision. Wenn man uns aus den Jahren der Schmach erzählte, so war es uns, als hörten wir von irgendeinem anderen Lande, nur nicht von unserem Deutschland.

Deutschland ist licht, ist groß, ist heilig!

Heilig, ja, das Wort war es, das uns auch in diesen Tagen aus dem Munde jener alten Bäuerin entgegenklang, als sie von der Zeit sprach, die wir durchleben.

„Kinder", sagte sie, „ihr sollt euch daran erinnern, wenn ihr alt sein werdet, was ich euch jetzt sage: alles Böse, alles

Schlechte wird in unserem deutschen Vaterlande jetzt weggejagt. Es ist eine heilige Zeit!"

Wir haben diesen einfachen Worten lange nachgehangen.

Als wir dann spätabends unter das dicke Federbett krochen, fiel uns noch manch gesprochenes Wort ein.

Wie hatte doch die Frau des Bauern am Waldrand, die mit den acht kleinen Kindern, gesagt?

„Das Buch müßt' durch die ganze Welt gehen, dann dürft' keine Zeitung der Welt mehr Schlechtes über den Führer schreiben. Denn wo Kinder einen so gern haben, wie man's hier in dem Buche sieht, das kann kein schlechter Mensch sein. Das müssen alle fühlen. Denn, wer von Kindern geliebt wird, wird auch vom Herrgott geliebt. Das ist ein altes Wort!"

Das „Bilderbuch" ist dann noch durch viele deutsche Dörfer gekommen und hat überall die gleiche Freude und die gleiche Sehnsucht ausgelöst.

12.

Es wird Ernst

Ja, es wird Ernst!

In den Teilen unseres Landes, die an Deutschland grenzen und einen dementsprechend größeren Prozentsatz an Deutschen aufweisen, hat man deutsche Jugend eingekerkert. Nicht auf zwei bis drei Wochen, wie auch wir es schon des öfteren genossen haben, nein, das nunmehr durch die letzte Instanz bestätigte Urteil hat für einzelne bis zu drei Jahren Gefängnis ergeben.

Warum?

Ja, das wissen die Betroffenen wohl selbst nicht. Weil sie deutsch fühlen, deutsch denken?

Sie haben sich keinerlei Provokationen gegen den Staat, keine Gewalttaten zuschulden kommen lassen.

Sie haben nichts als ihre Gemeinschaft geordnet, ihre Organisation aufgebaut.

Ordnungs-, gesetzmäßig aufgebaut — mit der notwendigen Anmeldung beim zuständigen Amt, allerdings mit einer mündlichen Genehmigung als Quittung.

Beim deutschen Menschen gilt ein Wort.

Die Verantwortlichen dieser Jugendorganisation sind nun mit verdoppeltem Eifer ans Werk gegangen: Sie haben ihre Gefolgschaft zu Zucht und Ordnung ermahnt, haben Treue und Gehorsam gepredigt und so in kurzer Zeit eine starke, selbstbewußte Mannschaft aufgebaut.

Ein Beamter verschwindet, ein neuer kommt. Was ist da schon dabei? Soll man behaupten, die festgefügte, zuchtvolle Jugendorganisation sei diesem Neuen ein Dorn im Auge?

Aber ist es nicht eine deutsche Organisation?

Ein Blatt aus einem Aktenbündel verschwindet. Was ist da schon dabei! Aber eines Tages steht die große niederschmetternde Anklage: Geheimbündelei — Staatsverrat!

Was folgt, formuliert sich folgendermaßen: Zuschlagen, verhaften, einkerkern!

Nicht nur die Verantwortlichen, nein, wahllos werden jüngere Mitglieder herausgegriffen: ein Achtzehnjähriger erhält ein Jahr Gefängnis, eine Sechzehnjährige einundeinhalb Jahre, und ein einundzwanzigjähriger Jungenführer drei Jahre Gefängnis, und bei 46 anderen jungen Menschen ähnliche Urteile.

Wir wissen, wie nur ein paar Tage Gefängnis die Schaffensfreude eines jungen Menschen lähmen können.

Aber Jahre...?

Junge Burschen und Mädel, die sich oft erfreut haben am Anblick einer weithin gestreckten Ebene, die auf Wanderungen im Gebirge sich der Andacht hingegeben haben, die der Anblick eines plötzlich von grauen Wolken befreiten friedlichen Tales auslöst; die die Freiheit des offenen Meeres lieben.

„Wir sind weder eine Schmugglerbande noch haben wir irgendwelche Verbrechen auf dem Gewissen", sagt zu seiner Verteidigung in einer der Verhandlungen ein deutscher Junge, „wir haben lediglich das Vermächtnis gepflegt, das uns Gott anvertraute, als er uns eine deutsche Mutter gab."

In diesen Tagen werden wir wieder zu vielen Verhören auf Zimmer 26 beordert.

In väterlich-belehrendem Tone mit erhobenem Zeigefinger wird uns „Mäßigung", wird uns Selbstauflösung empfohlen, nicht ohne auf jene Prozesse hinzuweisen.

Mit knirschenden Zähnen verlassen wir das graue Gebäude.

Grau hängt der Himmel über der dunstigen Stadt, drüben flattern schwer ein paar Krähen...

Was bleibt uns zu tun übrig?

Die traurige Ernte, die der Tod alljährlich im ersten warmen Frühlingswehen unter den vielen Lungenkranken unserer Stadt hält, bleibt uns auch in diesem Jahre nicht erspart.

Zwölf Kameraden müssen wir zu Grabe tragen; im vergangenen Jahre waren es zehn, noch ein Jahr früher gar sechzehn! Eine traurige Bilanz, um so trauriger im Lichte des Bewußtseins, daß auch dem abzuhelfen möglich wäre.

*

Wie ein Lichtstrahl, der plötzlich durch den Nebel eines dunklen, langen Tages bricht und noch, kurz bevor völliges Dunkel alles Sein umgibt, Felder, Wälder und Höhen aufleuchten läßt in der Gewißheit eines kommenden Sonnentages, trifft uns die Nachricht:

Großdeutschland ist geschaffen! Österreich ist heimgekehrt.

*

Noch im Mai des Jahres war ich in die Grenzgebiete unseres Landes gefahren. Dort, wo das Land in seliger, reicher Fruchtbarkeit sich breitet, lebt in vereinzelten Dörfern ein starkes, aufrechtes Geschlecht deutscher Bauern.

In einem dieser Dörfer habe ich Dienststellen gemietet, einfache Ernteaushilfsstellen, die sonst von irgendwelchen Fremden, Tagelöhnern, besetzt werden.

Ich habe diesen deutschen Bauern nichts von unserem Willen nach Zusammensein erzählt. Wir wollen arbeiten lernen, habe ich gesagt. Sie hatten auch so schon allerlei Bedenken in bezug auf unsere Leistung ausgesprochen: Mädel aus der Stadt, sind die auch stark genug?

Aber zuletzt kam ich doch mit 17 gemieteten Arbeitsplätzen zurück. Die Jungmädel wollte ich nun zu solcher Arbeit führen. Sie waren ebenso überrascht wie erfreut über diese neue Möglichkeit eines Zusammenarbeitens.

Nein, nicht erfreut, ich darf schon sagen, sie waren bereit.

So kamen wir in dieses Dorf mit seinen großen, ernsten Menschen, die so still und in sich geschlossen ihre Arbeit verrichten. So ähnlich sind sie dem großen Strom, an dem sie

aufgewachsen sind. Er hat diesen Menschen wie auch der Landschaft etwas von seinem Wesen aufgeprägt.

Wir lebten in den ersten Tagen ganz unserer Arbeit. Schwer fiel sie uns nicht, nein, wenn uns auch des Abends der Rücken schmerzte und die Arme brannten. Ein Gefühl klang in uns, ein Gefühl, gleich einem Liede:

Wir stehen wieder in einer Reihe, haben ein gleiches, gemeinsames Tun!

Und wo, wo sind wir? — Ist dies nicht deutscher Boden, dem wir dienen? Sieh dort drüben jenseits des Flusses die Stadt! Trägt sie nicht ein deutsches Antlitz? Die alten Mauern, die Türme, die hohen, schmalen Bauten — ist in ihnen nicht eine starke, deutsche Vergangenheit sichtbar? Sollte hier nicht auch dereinst wieder eine deutsche Zukunft blühen? Muß es nicht so sein?

Doch still, geh nicht so weit in deinen Träumen. Unausgesprochen bleibt dies Ahnen uralter, ewiger Gesetze. Doch es lebt in uns, wenn wir uns sonntags nach froh verbrachtem Ruhetag zur stillen Dämmerstunde am Flusse zusammenfinden.

Wir, die wir aus einem nüchternen, schnell emporgewachsenen Industriebezirk kommen, empfinden hier mit zwiefachem Erleben den Zauber einer geschichtsreichen Vergangenheit. Jahrhunderte, Jahrtausende ziehen mit diesem alten Strome an uns vorüber, bis da irgendwo im Nebel ein neues Leben, ein viel geheimnisvolleres, das der Sage und des eigenen Erlebens, beginnt und nimmer aufzuhören scheint, nein, wiederum mit einem neuen Leben sich vereint. Und dies — es trägt die Züge des Gesichts, das wir schon einmal Zukunft nannten.

Worte klingen auf, Fragen und Antwort zugleich:

„Ob die Menschen, die jene Macht, ‚Versailler Friedensspruch‘ genannt, von hier vertrieben hat, ob die Menschen nicht Sehnsucht empfinden nach diesem Stück Erde.“

Wir, einen Sommer nur hier, wissen, daß dies Land mit dem deutschen Gesicht auch in uns einst eine Art Heimweh wecken wird.

Und wieder:

„Ob wir denen, die von diesem Lande ließen, nicht unrecht tun, wenn wir sie treulos nennen...? Sie zogen mit Schmerzen. Und keiner hat das Wort gesprochen, das sie gebunden hätte an den Boden, dem sie entstammten.“

Als das Getreide eingebracht, die zweite Heuernte vorüber war, hätten wir eigentlich wieder nach Hause fahren müssen. Aber unsere Leistung muß doch befriedigend gewesen sein, sonst wäre uns von unseren Arbeitgebern doch nicht der Vorschlag gemacht worden, noch bis zur Kohl- und Rübenernte dort zu bleiben.

Die Eltern, die anfangs mit Kopfschütteln unserem Beginnen gegenüberstanden, haben den tieferen Sinn unseres Tagelöhnerns bald nach den ersten Briefen verstanden. Sie mußten auch jetzt zur Verlängerung ihre Zustimmung geben.

Wir durften also bleiben.

Es folgten viele arbeitsfreie Tage, denn bis zur Rübenernte war es noch weit. Wir füllten diese Zeit mit kleineren freiwilligen Arbeiten in Haus und Hof, spielten mit den blonden Buben und Mädeln im Dorf und verlebten wohl auch manche frohe Stunde ganz für uns am Fluß beim Baden, Singen und Sporttreiben.

Die feierlichste Stunde aber war, wenn wir eine Weile dem Strom abwärts folgten und dann eine Anhöhe erklom-

men, von der aus über den Strom hinweg deutsches Land, freies deutsches Land sichtbar war.

„Ja, dort läuft längs des Landweges die deutsche Grenze", hatte man uns gesagt, und wir hatten ergriffen hinübergeschaut.

Deutsches Land — Deutschland!

Nun verweilten wir oft hier auf dieser Anhöhe. Den Deutschen Berg nannten wir sie unter uns.

*

Große Zeiten brechen an, Zeiten der Entscheidung für die Welt. Es fällt ihr schwer, Deutschland nun wieder als Großmacht anerkennen zu müssen. Der Traum war so schön, die fürchterlichen (vielmehr gefürchteten) Deutschen schwach zu wissen.

Nun ist dieser Traum ausgeträumt. Ein starkes, einiges Deutschland hat sich erhoben und fordert sein Recht und den Frieden.

Der Anschluß Österreichs mußte von der Welt als vollendete Tatsache gebilligt werden. Nun steht das sudetendeutsche Problem fordernd vor ihr.

Seit langer Zeit schon haben wir den Kampf des Sudetendeutschtums in der Tschechoslowakei beobachtet. Da und dort sind auch einzelne von uns mit Angehörigen der Sudetendeutschen Partei zusammengetroffen. Briefwechsel und der Austausch von Zeitungen haben dann das ihre dazu beigetragen, daß wir nun nicht nur „gut unterrichtet" sind.

Der heftig entbrannte Kampf um Recht und Freiheit dieser dreieinhalb Millionen läßt uns nicht nur aufhorchen. Nein, wir fühlen das Leid dieser Brüder und tragen mit

daran, schwerer wohl, als manch anderer es sich vorstellen kann. Deutsche Brüder in Not!

Ganz vergessen haben wir unser eigenes Leid, so sehr nimmt uns jener Kampf gefangen.

Zäh und mutig hat das Sudetendeutschtum in den zwanzig Jahren der Bedrückung gekämpft. Nun, da Roheit und Gewalt alles zu vernichten drohen, wendet es sich an sein starkes Mutterland um Hilfe.

Wir wollen heim! ist der letzte Aufschrei dieser gequälten Menschen.

Wie uns das Wort aufrührt, ich kann es nicht beschreiben. Im bloßen Gedenken leiden wir mit, fühlen wir die Not des deutschen Bruders, als sei es unsere eigene.

Doch Deutschland steht mächtig, steht groß und bereit, und die Welt, sie muß sich beugen.

*

Die Sonne lacht am herbstklaren, tiefblauen Himmel, als gäbe es kein Leid. Und doch steht die Welt in Waffen.

Warum?

Weil ein Kind nach seiner Mutter verlangt?

Weil dreieinhalb Millionen deutsche Menschen nicht mehr Qual und Not ertragen können?

Weil die Mutter ihr Kind, ihr Recht fordert?

Heute ist wieder ein arbeitsfreier Tag.

Die Zeitungen von gestern haben wir bekommen, nein, dem Briefträger aus der Hand gerissen. Noch immer Mord, Gewalttaten über dem Sudetenland! Wann findet die Not ein Ende?

Wir haben uns auf dem „Deutschen Berg“ zusammengefunden, als könnte er, als könnte das Land dort drüben uns Antwort auf unsere Fragen geben.

Von den Bauern, bei denen wir dienen, hat keiner ein Rundfunkgerät. Es wurde ihnen verboten. Die nächste Zeitung können wir erst morgen wieder haben. So sitzen wir hier auf der Anhöhe, und jeder hängt seinen Gedanken nach, den Blick hinübergerichtet nach jenem Land, das Deutschland heißt.

Wie oft haben wir hier schon geweilt, wie oft schon sehnsüchtige Gedanken hinübergehen lassen, wie oft wohl auch in Gedanken selbst den Weg zurückgelegt: den Fluß nur durchschwimmen, drüben den Damm erklettern, und schon, schon ... ach!

„Dort in jenem Haus“, Ira sagt es und deutet auf ein kleines Siedlerhaus mit rotem Dach, „wohnen Menschen, und sie wohnen in Deutschland — geborgen, sicher. Sie sind wohl heute auch mit ihren Gedanken bei den Sudetendeutschen.“

Sie sagt es ganz leise, aber alle hören, daß ihre Stimme nicht ganz fest ist. Als wir sie anschauen, sehen wir in ein tränenüberströmtes Gesicht.

Doch da sagt eine: „Deutschland ist mächtig und stark, und der Führer wird schon wissen, was zu tun ist.“

„Ich weiß“, wehrt Ira ab, „ich meine ja auch nicht darum ... nur ... es ist ... daß da drüben Deutschland ist — und wir hier —, vielleicht brauchen uns die da drüben, ja und ... dann kommt einem das so an!“

Einige beginnen ein Lied zu summen, ein Lied vom Reich, und dann singen es alle: Heilig Vaterland.

Ja, heilig bist du Deutschland, groß und mächtig und ewig

jung! Was wären wir, hätten wir nicht den Glauben an dein ewiges Sein! Wer sich dir weiht, wird stark im Werden, wer für dich fällt, den heiligst du. Das gibt uns Kraft, Geduld und Mut.

Und eines Tages — wir sind nun täglich auf dem „Deutschen Berg" — sehen wir drüben im Reich eine Fahne aufsteigen. Eine und noch eine, dann sind es schon viele in dem kleinen Dorf dort drüben.

Sollte es wirklich wahr geworden sein?

Als dann am Abend im deutschen Lande drüben die Freudenfeuer auflodern und die Glocken des kleinen Dorfkirchleins lange, lange Zeit ihr ehernes Lied singen, ist es uns Gewißheit geworden: Sudetenland ist frei!

Wir haben uns bei den Händen gefaßt, als dies Wort Gestalt annahm, und haben still hinübergeblickt, bis drüben der letzte Schein erlosch.

Und auch unserem bekümmerten Herzen ist verheißende Gewißheit erstanden:

Deutschem Glauben, deutschem Mut und deutschem Willen blüht auch aus tiefster Not einmal der Sieg.

*

War uns schon vor der Besetzung des Sudetenlandes jegliche Bewegungsfreiheit in unserer Volkstumsarbeit genommen, so setzte Anfang 1939 aus einer Art Angstpsychose heraus ein wahrer Verfolgungswahn gegen alles, was deutsch ist, ein.

Schon im November und Dezember 1938 begannen die polnischen Behörden mit ihren „Aufräumungsarbeiten". Aus

den staatlichen Betrieben und Verwaltungsämtern waren die Deutschen schon seit langem entlassen. Nun ging man daran, mit den verschiedensten Drohungen Privatbetriebe zur Entlassung aller Deutschen zu zwingen.

Was so nicht gelang, geschah unter direkten Zwangsmaßnahmen in den nun folgenden Monaten. Wie in den Gruben und Hüttenwerken Ostoberschlesiens, so in den landwirtschaftlichen Großbetrieben Posens und Pommerellens, und im Industriegebiet Lodsch überall Entlassungen, Enteignungen und wieder Entlassungen. Es gibt keine deutsche Familie mehr, die nicht von diesem Schicksal betroffen wird.

Die heranwachsende deutsche Jugend steht vor einem Nichts, es besteht weder die Möglichkeit zu irgendeiner Arbeit noch zu einer handwerklichen oder fachmäßigen Ausbildung. Es gibt einfach keinen Betrieb mehr, der Deutsche einstellt. Keine Firma, auch keine deutsche Firma, darf wagen, einen deutschen Menschen neu einzustellen; sie muß im Gegenteil alles, was nur einen einigermaßen deutschklingenden Namen hat, auf die Straße setzen und dafür die minderwertigen andersvölkischen Arbeitskräfte eintauschen. Zu den wenigen Fachschulen haben Deutsche selbstverständlich keinen Zutritt, und die Not ist dermaßen gewachsen, daß auch nicht die geringste Möglichkeit besteht, von uns aus eine Selbsthilfe zu schaffen.

Daß das nicht so weitergehen kann, ist uns allen klar. Wir werden in diesem Lande als Menschen letzter Klasse behandelt.

Man nimmt uns jede Möglichkeit, und doch haben wir Heimatrecht. Je mehr man uns unterdrückt, desto stärker wird in uns das Bewußtsein des Rechtes auf unsere Heimat. Waren es nicht Deutsche, unsere Urgroßväter, die die große Wildnis von der Warthe bis weit hinter die Weichsel in

fruchtbaren Ackerboden gewandelt, waren es nicht unsere Großväter, die das große Industriezentrum dieses Landes, Lodsch, aufgebaut hatten, und nicht unsere Väter, die es erhalten und all ihre Kraft dareingelegt haben? Uns, die wir den Willen haben, das Erbe unserer Väter zu erhalten, uns will man einfach ausschalten, verderben, verkommen lassen?

*

Und wieder erleben wir, was deutscher Wille und deutsche Kraft vermag. Der Führer verhilft dem slowakischen Volke zu seiner Freiheit. Die Versailler Mißgeburt, die sich Tschechoslowakei nannte, zerfällt. Die ganze Welt horcht auf: ist dies noch das kleine niedergerungene Deutschland, das man in Versailles gänzlich zu vernichten glaubte?

Kaum aber sind acht Tage vergangen, geschieht schon wieder eine jener Großtaten des Führers, die für ewig in die Geschichte eingehen: das Memelland kehrt heim ins Reich.

Uns aber ersteht freudige Gewißheit, daß auch wir als Deutsche nicht schutzlos in der Welt stehen, daß auch wir kraft unseres Blutes teilhaben an diesem Deutschland, das sich aus tiefster Not zu Macht und Größe emporgehoben hat. Kann es uns einer verwehren, daß wir trotz Not und Verfolgung zuversichtlich sind, daß wir weiterhin stolz und aufrecht unseren Weg gehen?

Wir sind ja Deutsche!

*

Unser Wirtsvolk, die Polen, sind einige Wochen später vor Freude rein aus dem Häuschen: England, das so mächtige England, hat ihnen seinen Schutz zugesagt.

„England unser Freund! Wer wagt uns anzugreifen?"

Die jüdisch-polnische Presse überschlägt sich förmlich in Großsprecherei:

„Mit England zu Reichtum und Kolonialbesitz."

Und die Frechheit feiert wahre Orgien:

„Danzig ist eine polnische Stadt — Ostpreußen unser."

„Unsere Grenze liegt an der Oder", nein: „Unsere Grenze liegt an der Elbe!"

Man müßte direkt Angst bekommen vor soviel „Mut und Entschlossenheit". Wir aber kennen die Schreier! Hier versucht eine Regierung, die sich nicht mehr auf den Beinen halten kann, die den Staat in Schulden ohnegleichen gestürzt, die der ständig wachsenden, katastrophalen Arbeitslosigkeit nicht Herr wird, sich selbst zu erhalten, diese Regierung versucht das letzte: dem Volke, das zum größten Teil im Elend lebt, soll glaubhaft gemacht werden, daß die Freundschaft des „soo" reichen Englands zur unbedingten Sicherheit führen, daß eine Gebietserweiterung bis an die Ostsee und Elbe dem Lande — und mithin der Regierung — Ruhm und langersehnten Wohlstand bringen werde.

Wie gern hört man auf solche Versprechungen, und wie gern besinnt man sich auf die geschichtliche Sendung, die man seit Versailles zu erfüllen hat: Deutschland zu vernichten.

Wir stehen mitten in diesem Hexenkessel und erleben, wie der Haß und die Propagandatätigkeit der Juden — denn wer sonst beherrscht die polnische Presse — ein ganzes Volk in den Wahnsinn treiben kann.

„Nieder mit den Schwaben, den Deutschen" — ist der neue, ewig alte Schlachtruf.

In dies wüste Treiben fällt am 28. April die Stimme des Führers: „Polen hat durch das Abkommen mit England den

Vertrag mit Deutschland gebrochen. — Danzig ist seinem Charakter, seiner Bevölkerung und seiner Geschichte nach eine deutsche Stadt."

Mitten in die schönsten Wunschträume von Reichtum, Ruhm und Ehre sind die Worte des Führers gefallen und lassen die Hochstimmung jäh erkalten. Für Augenblicke ist's, als sollte die Vernunft siegen, aber da springt wieder die jüdische Presse in die Bresche. Sie ist nun ganz und gar zum Sprachrohr der englischen Politik geworden, und mit neuen Wunschbildern, die alle von der Voraussetzung ausgehen „wenn wir Deutschland vernichtet haben", reißt sie die Stimmung wieder hoch.

Sie predigt unverhohlen den Krieg gegen Deutschland. Uns aber ist klar: was jetzt folgt, ist der Endkampf, der nur den Sieg bringen kann.

Die polnisch-englisch-jüdische Presse weiß uns Deutschen die schlimmsten Dinge zuzuschreiben. Es ist kaum zu fassen, welche Missetäter und Verbrecher wir Deutschen sein sollen. Wir sind es, die am Elend der Polen schuld sein sollen. Dem Volk, das schon einen jahrhundertealten Haß gegen seinen „Erbfeind" Deutschland trägt, wird jetzt durch Englands Politik die große Aufgabe gestellt, seinen Dank an Versailles abzustatten: Deutschland zu vernichten. Dieses Volk glaubt nur zu gern all diese Greuelmärchen. Wächst es doch gegenüber solchen Taten zu nie bewußter eigener Größe!

So sprechen sie von ihrer Ehre, die sie wahren wollen, und sehen das praktisch genommen nur in der Form der Verfolgung der Deutschen und in der offenen Kriegshetze gegen Deutschland.

War es früher schon keine Seltenheit, daß man uns auf offener Straße anhielt und belästigte, so ist es jetzt eine Selbst-

verständlichkeit, daß man, einmal als Deutscher erkannt, in des Wortes wahrster Bedeutung bespuckt und geohrfeigt wird.

Unsere Schulkinder tragen seit langem keine deutschen Schülermützen mehr, denn wenn sich das polnische Gesindel vorerst darauf beschränkt hat, sie auch den Kleinsten vom Kopfe zu reißen, so ist heute eine solche Mütze der Anlaß für die gemeinsten Körperverletzungen.

Welcher Lehrer wüßte nicht zu erzählen, wie fast täglich Kinder mit zerrissener Kleidung und zerschlagen die Klasse betreten. Wie viele Mütter haben ihren Kindern schon das Blut vom Gesicht waschen müssen!

Wie viele unserer älteren Schüler, die ihre deutsche Mütze dennoch stolz weitertrugen, sahen sich auf dem Heimwege oft in stillen, manchmal aber auch in den belebten Straßen der Stadt einer Übermacht von polnischen und jüdischen Schülern, ja sogar Erwachsenen gegenüber. Sie sahen ihre Ehre in der Verprügelung und gemeinen Beschimpfung eines einzelnen deutschen Schülers, ohne daß Vorübergehende eingegriffen hätten. Ja, diese hatten meist noch ihre Freude daran, die sie unverhohlen zum Ausdruck brachten. So spornten sie die Übeltäter weiterhin an und feierten solche „ehrbaren Burschen" noch obendrein.

*

Juli 1939 ist es. In Danzig wird der Ruf „Wir wollen heim ins Reich" immer lauter. Es ist kaum noch zu glauben, wie die Presse in Polen zur Danzigfrage Stellung nimmt.

Anfangs, noch im Januar, Februar glaubte man, einen guten Witz vorzufinden, wenn da so ein Blättchen vom „polnischen" Charakter dieser urdeutschen Stadt sprach.

Heute nehmen die Drohungen einen solchen Umfang an, daß sie zusammen mit den andauernden polnischen Grenzverletzungen geeignet sind, der Danziger Bevölkerung ihr fürchterliches Ausgeliefertsein so recht vor Augen zu führen.

Was Wunder, wenn nun der Ruf nach dem Reich immer eindringlicher ertönt!

Nur Deutschland, unser Deutschland kann hier helfen!

Hatten wir die Polen bisher schon in ihrer ganzen charakterlichen Kläglichkeit gekannt, so war das alles nichts gegenüber dem, was sich uns jetzt bietet.

Es ist unmöglich, alle die an Deutschen begangenen Schandtaten und Bluttaten zu schildern. Was hier der Haß und die aufhetzende englische Propaganda fertigbringen, kann nur derjenige ermessen, der dies alles miterlebt.

Wo ein paar Deutsche zusammenkommen, wird dreingeschlagen mit einer Blutgier, wie sie die Erde wohl nur selten erlebt. Untermenschentum in seiner höchsten Potenz treibt hier seine Blüten.

In einer kleinen Stadt Mittelpolens werden mitten im Frieden alle Deutschen, sowohl Frauen, Kinder als auch Greise, aus den Häusern heraus und durch die Straßen getrieben. Eine Mutter ruft im Gedränge verzweifelt nach ihrem vierjährigen Söhnchen:

„Günter, Günter!"

Hämisch grinsend hebt ein Pole den kleinen Jungen der Mutter entgegen und schleudert das Kind mit den Worten: „Da hast du deine deutsche Brut" mit aller Kraft auf das Kopfsteinpflaster.

Dies ist nur ein Verbrechen, herausgegriffen aus tausenden ähnlicher und noch fürchterlicherer Art. Im ganzen Lande ge-

schehen täglich an allen Orten solche Taten verhetzter tierischer Banden.

Nur fort, fort, und flüchten!

Es ist die einzige Rettung.

Und so ergießt sich ein Flüchtlingsstrom ohnegleichen zur deutschen Grenze.

Haus und Hof, Acker, Gut und Vieh, alles, alles lassen sie im Stich. Nur um das nackte Leben zu retten, nur um endlich im Vaterland geschützt und geborgen zu sein, wagen sie den schwersten Gang ihres Lebens.

Jedoch wehe dem, der unvorsichtigerweise seinen Fluchtplan äußert oder der erfaßt wird! Wer einmal als deutscher Flüchtling erkannt wird, muß schwere Qual erdulden, ehe ihm die erlösende Kugel gegönnt wird. Wie viele unserer Volksgenossen diesen Weg gegangen sind, wissen wir nicht. Eins aber wissen wir: ihr Leid bleibt nicht ungerächt.

Unsere deutschen Volkstumsführer, die schon kurz nach der großen Führrede im April in die Gefängnisse geworfen, im Juni und Juli dann für kurze Zeit freigelassen worden waren, sind wieder verhaftet worden — mit ihnen der größte Teil unserer Jugendführer, ja sogar auch Mädel.

Wir bangen um sie, wie wird es ihnen ergehen?

Wer nur einigermaßen exponiert dagestanden hatte, steht unter allerschärfster Kontrolle, wobei Juden und polnisches Gesindel durch gänzlich haltlose Angaben ungeheure Gelder verdienen.

Die Gerichte arbeiten in einem Tempo; man könnte bei den vielen Aburteilungen von Deutschen fast glauben, daß sogar den Richtern das Verurteilen leichter gemacht wird.

Trifft man heimlich noch diesen oder jenen aus der Partei

oder aus unserer Jugendarbeit und fragt man nach einem Kameraden, so lautet die Antwort meist: „Er hat's versucht. Ob ihm aber die Flucht gelingt? Wer weiß, ob wir ihn jemals wiedersehen." Oder aber wir hören eine Antwort, die uns erschauern läßt: „Er sitzt."

Oh, diese Gefängnisse!

Wir wissen nicht, was hinter ihren Gittern vor sich geht, wenn wir heimlich daran vorüberschleichen. Aber oft hören wir die Schreie gequälter Menschen und müssen die Gewißheit ertragen, daß diese Mauern jetzt nur Deutsche umschließen.

Herrgott, wie lange soll dies noch so weitergehen?

*

August 1939. — Die deutschen Zeitungen sind verboten, die Rundfunkgeräte schon längst eingezogen. Die Ungewißheit ist wie eine schwarze, undurchdringliche Nacht um uns.

Man kann die schreienden Schmierblätter der Juden nicht mehr lesen, es ekelt einen alles darin an.

Und wir müssen in unseren vier Wänden sitzen, können uns nicht auf die Straße herauswagen, oder wir müssen in die Wälder flüchten. Aber nein, wir bleiben!

Die Stunden kriechen dahin...

Dann und wann erhellt ein Lichtstrahl das Dunkel. Ein paar 9—13jährige Jungen haben da irgendwo draußen in einem Schuppen ein Rundfunkgerät verborgen, und sie erzählen, daß Deutschland wach ist, daß Deutschland gewiß helfen wird.

Da sprechen wir uns Mut zu: nicht verzweifeln, ausharren!

Doch die Sorge schleicht sich an uns heran: wie wenig Essen ist noch im Hause; wann holen sie auch uns; und all die anderen, die Kameraden, wo sind sie, leben sie überhaupt noch?

Es ist alles bis auf den letzten Mann mobilisiert! Unsere armen deutschen Jungen im polnischen Heer! Wenn es nun doch zum Kriege mit Deutschland kommt? Es ist nicht auszudenken!

Die Jungen sind wieder dagewesen und haben um Brot gefragt. In jeder Nacht schleichen sie sich zu den Schlupfwinkeln ihrer Kameradschaftsführer hinaus, die sich irgendwo weit draußen hinter der Stadt verborgen halten, um nicht gegen den Bruder in den Krieg ziehen zu müssen... Und jeder gibt ihnen, was noch zu finden ist.

Dann und wann bringen sie die Nachricht, man hätte wieder diesen oder jenen erwischt.

Anfang September 1939 ist es. Johlend zieht das betrunkene Pack durch die Straßen. Aus ihrem wüsten Gebrüll ertönt immer wieder der Ruf:

„Gdzie sa te przeklete szwaby?“ (Wo sind die verfluchten Deutschen?)

So ging das schon tagelang, aber heute muß etwas Besonderes los sein. Das merkt man heraus.

Draußen machen sie vor unserem Hause halt, wie wohl schon vor manchem deutschen Hause. Die Schreie nach den verfluchten Deutschen steigern sich zum wüstesten Fluchen, denn das Haustor ist verriegelt.

Äxte und Picken schlagen dagegen, das Holz splittert, wir sind auf alles gefaßt.

Da plötzlich heulen die Alarmsirenen auf.

F l i e g e r a l a r m!

Unten wird es still; man hört nur noch eilig sich entfernende Schritte, unterbrochen durch manchen Fluch, der selbstverständlich den Deutschen gilt.

Das Heulen der Sirenen geht durch Mark und Bein, uns pocht das Herz bis zum Halse. Einen Schutzkeller aufsuchen? Sich selbst den Banden in die Hände spielen? — Nein, nie!

Und nun verstummen die Sirenen.

Es ist plötzlich so still, so furchtbar still. In jäher Erkenntnis rennen wir zum Fenster, nein, hinaus auf den Balkon, und schon hören wir vielstimmiges, tiefes Motorenbrummen und sehen ganz, ganz hoch am klaren Septemberhimmel in herrlicher Ordnung als kleine Punkte Fliegerstaffeln.

Deutsche Flieger!

Herrgott, sollte es denn wirklich wahr sein? Die Freiheit so nah?

Daß man sich mitten in aller Not so freuen kann!

*

Diese Freude hinterließ noch lange in uns einen Abglanz und half uns den Weg erleichtern, den schicksalschweren Weg, über dem das grausame Wort V e r s c h l e p p u n g stand.

Hunderte von Volksgenossen mußten so wie wir und unsere Angehörigen den gleichen Weg gehen, alle dasselbe Leid, den Hunger, die körperlichen Anstrengungen und Qualen ertragen.

Marschieren und immer nur marschieren... auch wenn wir schon bald zusammenbrachen. Irgendwohin ... immer

weiter noch, nur laufen, laufen, laufen, auch wenn uns die Füße schon nicht mehr tragen wollen...

„Ihr sollt doch sonst so gut marschieren können, ihr deutschen Schweine!“ höhnt einer der den traurigen Zug begleitenden polnischen Soldaten.

Wie er jetzt der Frau vor mir den Gewehrkolben ins Kreuz schlägt — ich könnte aufschreien vor Schmerz, denn die Frau trägt ein Kind unter ihrem Herzen, ein deutsches Kind...

Jetzt, da sie liegenbleibt, darf ich nicht einmal bei ihr bleiben. Ich werde mit harten Schlägen wieder in den Haufen getrieben, dem ich schicksalsverbunden bin.

Neben mir geht die Grete aus dem Nachbarhause. Sie weint nicht mehr, nein, ihre Augen sind heiß, aber ein seltsames, nie gekanntes Leuchten steht darin.

„Ich muß ihr helfen, ich kann sie nicht allein lassen, die Frau!“ flüstert sie mir zu.

Und schon ist sie, da der Augenblick günstig erscheint, hinter einen Baum am Straßengraben gesprungen.

Es ist möglich, daß man es nicht bemerkt hat. Ich darf mich jetzt nicht umschauen, zähle aber bang jede Sekunde.

Gretel, das junge, tapfere sechzehnjährige Ding!

Da wird von der Seite ein Mensch in unsere Reihe gestoßen, und was ich da noch im letzten Augenblick auffange, ist Grete. Schwer stützt sie sich auf, kann aber noch gehen. Da sehe ich erst, daß es über ihrer Brust ganz rot hervorsickert...

Der sechste Tag dieses schrecklichen Marsches geht seinem Ende entgegen.

Auf einem ausgebrannten Bauerngehöft wird haltgemacht.

Hier soll wie immer die kalte Nacht im Freien verbracht werden.

Es ist sicher ein deutscher Hof, davon zeugt schon die große, alte Linde am Hause und auch die leuchtende Blumenpracht im Garten. Wo mögen wohl die Hände sein, die diese Blumen gepflanzt und gepflegt haben?

Einen Korb voll Kohlrüben und rohen Kartoffeln und ein paar steinharte Brote schüttet einer der Bewachungssoldaten auf die Erde wie für eine Herde Vieh.

Es ist die erste Mahlzeit seit gestern abend, und nun bricht schon wieder die Dunkelheit herein. Einer nach dem anderen schleppt sich zu dem Haufen Fraß heran und würgt hastig die Rüben, Kartoffeln oder das Brot in sich hinein, nur um den gräßlichen Hunger zu stillen.

Gretes Wunde ist tief, doch blutet sie nicht mehr so stark. Das Kind ist vor Erschöpfung eingeschlafen.

„Er stieß mich mit dem Seitengewehr zurück", hatte sie auf meine Frage hin geantwortet. Arme, kleine Grete!

Ich stehe dabei und kann nicht helfen, kann nur um ihr Leben bangen, ihr nicht einmal die Wunde verbinden.

Da sehe ich all die anderen. Ich habe sie früher kaum gekannt; jetzt aber seit sechs Tagen sind sie mir so nahe gerückt wie Bruder und Schwester.

Groß ist das Leid, das sie ertragen müssen. Doch nach ihm kommt der Sieg, auch wenn w i r ihn nicht mehr erleben sollten.

Am nächsten Morgen sind dann viele nicht mehr aufgestanden. Sie ließen sich auch nicht mehr durch Schläge und Fußtritte zum Leben erwecken...

Und weiter geht der Marsch, öde, lange Straßen entlang, vorbei an ausgeraubten, niedergebrannten deutschen Dör-

fern... Wiederum vorbei an polnischen Dörfern, in deren Ställen das geraubte Vieh nicht mehr Raum hat und an Zäunen festgebunden nach dem Futter brüllt... Vorbei an gräßlichen Weibern, die alle schon derselbe Wahnsinn erfaßt hat, und die mit Peitschen in die Reihen der Deutschen schlagen.

Wieder sind zwei Tage um. Die Zahl unseres Zuges ist wohl schon auf die Hälfte zusammengeschrumpft...

Und endlich — irgendeine Stadt, ein großes eisernes Tor, wir werden in peitschender Hast hindurchgetrieben...

Wer vermag noch zu denken? Wer fragt noch nach Licht? Nur nach einem kleinen, einem winzig kleinen Platz verlangt ein jeder, seine wunden Füße zu strecken und in Schlaf zu versinken. In einen Schlaf, aus dem kein Stoß mehr weckt...

Ist dies schon das Ende?

*

Schweres, düsteres Dahindämmern in Räumen, die nie einen Lichtstrahl gesehen...

Hunger... Durst... Schmerz, Fieber... Sind es Tage, sind es Wochen?

Wer kann das überhaupt noch ermessen? Es ist ja auch ganz gleich!

Der Wärter war da, hat die Toten herausgezerrt, hat ein paar verschimmelte Brote zurückgelassen und etwas geschrien, das wie „Erschießen muß man das Packzeug" geklungen hatte.

Aber es war wohl keiner unter den vielen, den das Wort erschreckt hätte. Was ist denn sonst noch zu erwarten? Wäre es nicht wie eine Erlösung aus all der Qual?

Der Wächter ist schon lange nicht mehr dagewesen.

Man weiß es wirklich nicht mehr: ist dies Gebilde von Schmerz und Lähmung noch der eigene Körper?

Nichts, nichts weiß man. Ist es jetzt Tag oder Nacht?

Ach Gott, nur nicht denken, nicht denken!

Die Stille, die nur das Stöhnen der Schwerkranken unterbricht, wird zur Qual.

Alles ist überhaupt Qual...

Da — endlich Schritte draußen im Gang.

Ein Trunk Wasser oder auch nur ein Stück verschimmelten Brotes wäre jetzt eine Kostbarkeit.

Oder — werden wir schon geholt?

Plötzlich, eine Stimme, laut und fest: „Hallo, sind da Deutsche?"

Geht noch ein Atemzug, kann es eine tiefere Stille geben?

Wie? Rief da nicht jemand? Sprach da nicht eine Stimme? War das nicht deutsch?

Alle Lebensgeister werden wach, als dieselbe Stimme wirklich noch einmal ertönt:

„Nanu, seid ihr denn nicht Volksdeutsche?"

In jäh aufblitzendem Bewußtsein erfassen Augen, Ohr und Gefühl, daß da deutsche Soldaten stehen, daß dies die Rettung ist, die Freiheit und der Sieg.

Dem Lichte entgegen schreiten wir nun, ein neues Leben ist uns geschenkt, uns und unseren Kindern.

Das danken wir dir, unserem Führer!